

**Martin Luther  
King**

**Aufruf zum  
zivilen Ungehorsam**



**ECON**

*Martin Luther King*

Aufruf  
zum zivilen  
Ungehorsam

*Econ Verlag • Düsseldorf • Wien*

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Rosemarie Winterberg  
Titel der bei Harper & Row,  
New York, erschienenen Originalausgabe:  
THE TRUMPET OF CONSCIENCE  
© 1967 by Martin Luther King, jun.  
Vorwort © 1968 by Coretta Scott King

**NICHT ZUM VERKAUF BESTIMMT !**

1. Auflage 1969  
© 1969 by Econ Verlag GmbH, Düsseldorf und Wien  
Alle Rechte der Verbreitung in deutscher Sprache,  
auch durch Film, Funk, Fernsehen, auszugsweisen Nachdruck,  
fotomechanische Wiedergabe und Tonträger jeder Art,  
sind vorbehalten  
Gesetzt aus der 10 auf 14 Punkt Trump der Linotype GmbH  
Gesamtherstellung: Passavia Druckerei AG Passau  
Printed in Germany

digitalisiert von *DUB SCHMITZ*

# Inhalt

Vorwort von Coretta Scott King

6

Stillstand in den Rassenbeziehungen

8

Das Gewissen und der Vietnamkrieg

22

Jugend und soziale Aktion

34

Gewaltlosigkeit und soziale Neuerung

46

Eine Weihnachtspredigt über den Frieden

57

Die hier veröffentlichten fünf Vorträge wurden im November und Dezember 1967 durch die Canadian Broadcasting Corporation als siebente jährliche Reihe der Massey-Referate ausgestrahlt. Diese Vortragsserien tragen ihren Namen zu Ehren des verstorbenen ehemaligen Generalgouverneurs von Kanada, Vincent Massey.

# Vorwort

Als die Canadian Broadcasting Corporation meinen Mann einlud, die Massey-Referate des Jahres 1967 auf ihrem Netz zu übernehmen, lautete der Auftrag, über irgend etwas zu sprechen, das ihm wichtig und nicht nur für Amerika, sondern für die Welt im ganzen von Bedeutung erschien.

Die Themen, denen Martin Luther King jr. sich zuwenden wollte, waren jene, die ihm in den vergangenen Jahren und Monaten am meisten am Herzen lagen: seine Erkenntnis, daß der gewaltlose Protest sich zu Aktionen zivilen Ungehorsams entwickeln mußte; seine Überzeugung, daß unsere Rolle im Vietnamkrieg ernstere Prüfung und stärkeren Widerstand verlangte; seine Gedanken über die Rolle, die unsere erwachende Jugend - die schwarze wie die weiße - in der Gestaltung einer neuen Welt spielen sollte. Der letzte Vortrag war für den Heiligen Abend vorgesehen - so hielt Pfarrer Martin Luther King »eine Weihnachtspredigt über den Frieden«; er wandte sich dabei von der Kanzel der Ebenezer-Kirche herab an seine Gemeinde in Atlanta/Georgia, aber er wußte, daß sein Traum vom Weltfrieden von allen Menschen guten Willens überall auf Erden geteilt wurde.

Martin Luther King jr., der schwarze Führer, war ein Mann für alle. Die Mörder konnten seinem irdischen Dasein mit einer einzigen Kugel ein Ende setzen, aber alle Kugeln aller Waffenlager der Welt vermögen nicht seinen Tod zu bewirken. Wir werden ihn nicht suchen müssen. Hört ihn in den Protesten der Armen - ob schwarz oder weiß. Seht ihn überall dort, wo stolze, tapfere Menschen sich gewaltlos gegen soziales Unrecht wehren. Erkennt seine Stimme im ständig wachsenden Chor von Menschen, die sich einsetzen. Gedenkt seiner als eines Mannes, der versuchte, »ein Tambourmajor für das Recht, ein Tambourmajor für den Frieden, ein Tambourmajor für die Gerechtigkeit« zu sein. Gedenkt seiner als eines Mannes, der sich weigerte, den Glauben an die endgültige Erlösung der Menschheit zu verlieren.

1. Mai 1968

Coretta Scott King

# Stillstand in den Rassenbeziehungen



Es ist für mich eine große Ehre, zu einer Hörschaft sprechen zu dürfen, die ganz Kanada umfaßt. Über die Verwandtschaft zwischen den Bürgern der Vereinigten Staaten und den Kanadiern als Nordamerikanern hinaus gibt es ja eine einzigartige historische Beziehung zwischen den amerikanischen Negern und den Kanadiern.

Kanada ist für uns Neger nicht einfach ein Nachbar. Ganz früh in der Geschichte unseres Freiheitskampfes war Kanada der Polarstern. Der Negersklave, zwangsweise ungebildet, entmenschlicht, auf grausamen Plantagen gefangengehalten, wußte fern im Norden ein Land, wo ein Flüchtender, wenn er die Schrecken der Reise überstand, Freiheit finden konnte. Die legendäre ›unterirdische Bahn‹ begann im Süden und endete in Kanada. Die Straße der Freiheit verbindet uns also. Unsere Spirituals, die heute in der ganzen Welt so sehr bewundert werden, waren oftmals Geheimcodes. Wir sangen vom ›Himmel‹, der uns erwartete, und der Sklavenhalter hörte ahnungslos zu, ohne zu wissen, daß damit nicht das Jenseits gemeint war. ›Himmel‹ war das Wort für Kanada, und der Neger sang von der Hoffnung, daß seine Flucht auf der unterirdischen Bahn ihn dorthin führen würde. Eines unserer Spirituals, »Follow the Drinking Gourd« (Folget der Kürbisflasche), enthielt in seinen Versen verhüllte Fluchtanweisungen. Die Kürbisflasche war das Sternbild des großen Wagens, und der Polarstern, auf den seine Deichsel wies, bot die himmlische Landkarte für die Flucht zur kanadischen Grenze.

So bin ich, wenn ich heute in Kanada stehe, mit der Geschichte meines Volkes und seiner engen Beziehung zu Ihrer eigenen Vergangenheit verbunden.

Die unterirdische Bahn konnte nicht vielen Negern die Freiheit bescheren. Sie war ein heldenhaftes Unternehmen, aber selbst die sorgfältigsten Nachforschungen vermögen nicht aufzuklären, wie viele sie befreite. Doch sie vollbrachte etwas weit Größeres: Sie versinnbildlichte die Hoffnung, als die Freiheit noch ein fast unmöglicher Traum war. Unser Geist ging niemals unter, auch wenn das Gewicht der Jahrhunderte erdrückend auf uns lastete.

Heute, da der Fortschritt plötzlich steckengeblieben ist und die Hoffnung unter dem bitteren *backlash*\* schwindet, können die Neger sich an Zeiten erinnern, die unvergleichlich schlimmer waren. Einzelnen und zu zweien tasteten Neger vor mehr als einem Jahrhundert nach der Freiheit, und daß eine armselig kleine Schar sie erreichte, hielt Hunderttausende aufrecht, wenn es sich auf den Plantagen herumsprach, daß wieder einer fern im Norden neu geboren war.

Unsere Freiheit wurde vor hundert Jahren nicht errungen, sie ist auch heute noch nicht errungen; aber ein paar kleine Teile davon sind in unseren Händen, und wir marschieren nicht mehr einzeln und zu zweien, sondern zu Tausenden, überzeugt, daß sie uns jetzt von keiner menschlichen Macht mehr verwehrt werden kann.

Es geht heute nicht mehr darum, ob wir frei werden, sondern auf welchem Wege wir siegen wollen. In der nahen Vergangenheit hatte unser Kampf zwei Phasen. Die erste setzte zu Beginn der fünfziger Jahre ein, als die Neger hinter Ergebenheit und Unterwürfigkeit endgültig die Tür zuschlugen. Mit gewaltloser Auflehnung gegen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten gingen wir im Süden auf die Straßen, um unser Bürger- und Menschenrecht zu verlangen. Für den Süden mit seinem vielfältigen System brutaler Rassentrennung eröffneten wir einen Aufstand. Allein schon in den öffentlichen Straßen zu marschieren, hieß den *status quo* in seinen Grundfesten erschüttern. Der Boykott von Autobussen in Montgomery, die Demonstration in Birmingham, der Hochburg der Segregation, der Trotz gegenüber Gewehren, Hunden und Knüppeln, all das unter Einhaltung disziplinierter Gewaltlosigkeit, verwirrte die Herrscher des Südens völlig. Wenn sie uns marschieren ließen, so gestanden sie damit ihre Lüge ein, der schwarze Mann sei zufrieden. Wenn sie uns niederschossen, standen sie vor der

\* *backlash* ist ein unübersetzbares Wort. Es bedeutet den plötzlichen brutalen Gegenschlag der Weißen gegen die Sache der Neger, die sie zuvor weitgehend unterstützt hatten, und wird ausschließlich in diesem Zusammenhang gebraucht. (A. d. Ü.)

ganzen Welt als unmenschliche Bestien da. Sie versuchten, uns durch Furcht und Drohungen aufzuhalten, eine Taktik, die lange Zeit so wirksam gewesen war. Aber die Gewaltlosigkeit hatte ihre Gewehre blockiert, der Trotz der Neger ihr Selbstvertrauen erschüttert. Als sie schließlich doch zu Knüppeln, Hunden und Schußwaffen griffen, wurden sie inne, daß ihnen die Welt zuschaute, und nun wurde die Macht des gewaltlosen Protests offenbar. Er dramatisierte die lebenswichtige Bedeutung des Konfliktes und ließ bei überhartem Zuschlagen klar erkennen, wer der Übeltäter und wer das Opfer war, das eine solche Behandlung nicht verdiente. Das Land und die Welt waren angewidert; über die nationale Legislative wurden tausend Gesetze des Südens hinweggefegt und in das Gebäude der Rassentrennung klaffende Löcher gerissen.

Das waren Tage strahlender Siege. Neger und Weiße arbeiteten Hand in Hand für die Menschenwürde. Aber was wir erreichten, hatte seine Grenzen.

Die Neger empörten sich über die Ungleichheit; ihr Endziel war Freiheit. Die meisten der weißen Mehrheit empörten sich über die Brutalität; ihr Ziel war Besserstellung, nicht Freiheit oder Gleichheit. Wenn die Neger in einigen Gebieten des Südens öffentliche Einrichtungen benutzen und sich in die Wählerlisten eintragen durften, dem Namen nach bessere Bildungsmöglichkeiten und ebenfalls dem Namen nach neue Arbeitsgebiete fanden, so gab das den Negern ein Gefühl des Vorankommens, den Weißen aber ein Gefühl der Vollendung. Als die Neger sich nachdrücklich anschickten, die zweite Sprosse der Leiter zu ersteigen, erwuchs aus der weißen Gemeinschaft zäher Widerstand. Er kennzeichnete die zweite Phase, die wir gegenwärtig erleben. In manchen Gegenden war es nur höfliche Zurückweisung, in ändern ein scharfer weißer *backlash*, allerorts aber unmißverständlich klarer Widerstand.

Das Aufhalten des begrenzten Fortschritts durch den weißen Widerstand ließ den latenten Rassenkult, der in der amerikanischen Gesellschaft tief verwurzelt ist, zutage treten. Die kurze Phase eines weiter verbreiteten Goodwills verflog rasch. Als Hochstimmung und Erwartungen erstarben, wurden

die Neger nur um so deutlicher gewahr, daß das Ziel der Freiheit noch immer in weiter Ferne lag und unsere unmittelbare Lage im wesentlichen noch immer Kummer und Entbehrung hieß. In den vergangenen zehn Jahren war für die Gettos im Norden wenig getan worden. Alle die neuen Gesetze waren dazu bestimmt, im Süden die Verhältnisse zu ordnen - und selbst diese waren nur teilweise besser geworden. Ein Gefühl der Zwecklosigkeit und Aussichtslosigkeit breitete sich aus und wirkte lähmend gegenüber der verhärteten weißen Haltung.

Gewaltlosigkeit als Protestform wurde als taktische Theorie scharf kritisiert, und die nördlichen Neger gaben ihrer Empörung und Feindseligkeit in einer Reihe von Ausschreitungen Ausdruck.

Das Jahrzehnt von 1955 bis 1965 mit seinen aufbauenden Elementen führte uns irre. Jedermann unterschätzte das Ausmaß an Gewalttätigkeit und Zorn, das die Neger unterdrücken mußten, und das Ausmaß an Fanatismus, das die weiße Mehrheit verbarg.

Die Negerunruhen stehen heute im Mittelpunkt des Geschehens und werden von Weißen wie Schwarzen als Grundlage für gegensätzliche Standpunkte vorgebracht. Manche Neger behaupten, dies seien die einleitenden Formen von Rebellion und Guerillataktik, welche in Zukunft die Hauptpunkte des Aufstandes bilden werden. Sie werden als neue Etappe im Kampf der Neger dargestellt, die die alte und angeblich überholte Taktik des gewaltlosen Widerstandes ablösen soll. Gleichzeitig benutzen weiße Kräfte die Unruhen als Beweismittel dafür, daß die Neger nicht zu konstruktiver Wandlung fähig seien und in ihrem gesetzlosen Verhalten sich alle Rechte verscherzten, was jede Art von Druckmitteln rechtfertige. Eine Folgeerscheinung dieser Theorie ist die Ansicht, die Ausbrüche seien unverzeihlich, ein Zeichen der Undankbarkeit und eine Bedrohung der Gesellschaftsordnung.

Ich möchte beide Fragen untersuchen: Liegt die Schuld an den Krawallen ausschließlich bei den Negern, und sind sie eine natürliche Entwicklung in der Richtung auf eine neue Phase des Kampfes?

Millionen Worte werden gesprochen und geschrieben werden, um die Ausschreitungen in den Negervierteln zu analysieren, aber ich möchte hier als treffenden und lebendigen Ausdruck der Schuldfrage zwei Sätze anführen, die Victor Hugo vor hundert Jahren schrieb :

»Wenn die Seele in Dunkelheit gelassen wird, werden Sünden begangen. Der Schuldige ist nicht der, welcher die Sünde begeht, sondern der, welcher die Dunkelheit verursacht.«

Die Taktiker der Weißen haben die Dunkelheit verursacht: Sie schufen die Diskriminierung, sie schufen die Slums, sie lassen Arbeitslosigkeit, Unwissenheit und Armut fortbestehen. Es ist unbestreitbar und beklagenswert, daß Neger Verbrechen begangen haben, aber es sind sekundäre Verbrechen, sie entstanden aus den größeren Verbrechen der weißen Gesellschaft. Wenn wir von den Negern verlangen, daß sie sich an das Gesetz halten, dann laßt uns auch offen erklären, daß der weiße Mann sich in den Negervierteln nicht an das Gesetz hält. Tagein, tagaus verletzt er Wohlfahrtsgesetze, um den Armen ihre kümmerlichen Anteile wegzunehmen; flagrant verletzt er Baugesetze und -vorschriften; seine Polizei macht das Gesetz zum Gespött; er verletzt die Gesetze über Gleichstellung in Beruf und Schule und die Verordnungen in bezug auf behördliche Ämter. Die Slums sind das Werk eines verwerflichen Systems der weißen Gesellschaft; die Neger leben darin, aber sie machen sie nicht, so wenig wie ein Sträfling ein Gefängnis macht.

Sagen wir es rundheraus: Wenn die gesamten Slum-Rechtsbrüche durch den Weißen in all den Jahren zusammengerechnet und mit den Gesetzesübertretungen von ein paar Tagen des Aufruhrs verglichen würden, dann wäre der Weiße der verstockte Verbrecher.

Wenn ich das Wort ›Weißer‹ verwende, so versuche ich mit einem allgemeinen Ausdruck den Gegner des Negers zu bezeichnen. Es sollen nicht alle weißen Menschen darin eingeschlossen sein. Millionen von ihnen haben sich über die herrschenden Vorurteile hinweggesetzt; sie sind gewillt, die Macht zu teilen und strukturelle Änderungen der Gesellschaft gutzuheißen, selbst auf Kosten althergebrachter Privilegien.

Ihr Vorhandensein zu leugnen, wie es einige Ultrationalisten tun, hieße eine erwiesene Tatsache bestreiten. Mehr als das, es stieße Verbündete vor den Kopf, die uns in unserem Kampf stärken können. Ihre Unterstützung dient nicht nur dazu, unsere Macht zu vergrößern, sondern zersplittert und schwächt in ihrem Bruch mit der Haltung der weißen Mehrheit unseren Gegenpart. Die Entwicklung des schwarzen Bewußtseins und Zusammengehörigkeitsgefühls erfordert keineswegs, daß wir die weiße Rasse als Ganzes mißachten. Es ist nicht die Rasse an sich, die wir bekämpfen, sondern die Taktik und Ideologie, die gewisse Führer dieser Rasse ausgearbeitet haben, um die Unterdrückung fortbestehen zu lassen.

Wenn wir die allgemeinen Ursachen der Negerunruhen zusammenfassen, müssen wir sagen, daß die weiße Machtstruktur noch immer bestrebt ist, die Mauern der Rassentrennung und Ungleichheit im wesentlichen aufrechtzuerhalten, während die Entschlossenheit der Neger, sie zu durchbrechen, sich verstärkt hat. Die weiße Gesellschaft, weder vorbereitet noch willens, eine radikale Strukturänderung hinzunehmen, leistet heftigen Widerstand und ruft damit das Chaos hervor, denn die Kraft, die nach Änderung drängt, ist vital und ungestüm. Die Ironie liegt darin, daß die weiße Gesellschaft jammert, wenn das Chaos nicht wäre, würden große Veränderungen kommen, während sie doch die Voraussetzungen schafft, die das Chaos bewirken.

In der allgemeinen Ursache der Unruhen lassen sich fünf spezifische Elemente unterscheiden: 1. *Der weiße backlash*, 2. *herrschende Diskriminierungspraktiken*, 3. *Arbeitslosigkeit*, 4. *der Krieg in Vietnam* und 5. *städtische Probleme und übermäßige Zuwanderung*.

Der weiße *backlash* ist eine primäre Ursache, weil er die Heftigkeit des emotionalen Gehalts der Ausschreitungen und ihre Spontaneität erklärt. Die Neger haben Jahrzehnte-, ja jahrhundertlang Schmähungen und Demütigungen erduldet, in den letzten zehn Jahren aber hatten sie im wachsenden Verständnis unter der weißen Bevölkerung ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes gesehen. Die Grausamkeit des weißen *backlash* zerstörte jäh die Hoffnung, es seien neue Begriffe im Entstehen.

Die Rückkehr zu einem brutalen Verhalten, gekennzeichnet im Süden durch eine Reihe von Morden, im Norden durch das Wiederaufleben des weißen Gangstertums, und der kühle systematische Rückzug der Unterstützung von seiten ehemaliger weißer Verbündeter brachten den Negern eine bittere Erkenntnis. Man sagte ihnen, es seien ihrem Fortschritt eben Grenzen gesetzt, sie müßten damit rechnen, für immer ungleichberechtigt und für immer arm zu bleiben; man ermahnte sie, vorsichtig bemessene Verbesserungen nicht mit der Erwartung voller Gleichstellung zu verwechseln. Der weiße *backlash* machte klar, daß wahre Gleichberechtigung in den Vereinigten Staaten niemals würde Wirklichkeit werden können.

Die herrschenden diskriminierenden Gewohnheiten sind so selbstverständlich geworden, daß man ihre provozierende Wirkung leicht vergißt. Es gibt aber bei den Negern charakterliche Generationenunterschiede. Die ältere Generation ist im wesentlichen gegen tägliche Demütigung abgehärtet, die jüngere aber hat eine niedrigere Toleranzschwelle. Die Tausende von sichtbaren und unsichtbaren Zäunen, die die Neger in eng begrenzte Wohnviertel, Schulen, Arbeitsplätze und soziale Tätigkeiten sperren, rufen bei den Jungen eine äußerst feindselige Reaktion hervor. Sie lehnen die alte Methode ab und lassen sich nicht mehr durch Versprechungen einer neuen irgendwo in ferner Zukunft abspeisen und beschwichtigen. Die Diskriminierung beschneidet ihr Leben zu sehr, als daß sie sie schweigend und gleichmütig erdulden könnten.

Selbst wenn es einem Neger gelingt, auf der wirtschaftlichen Leiter Fuß zu fassen, stößt die Diskriminierung ihn hinunter, sobald er nur ein paar Sprossen erklommen hat. Sie verfolgt ihn auf jeder Ebene, macht seine Initiative zunichte und verurteilt sein bloßes Vorhandensein. Für die paar wenigen, die bis zu wirtschaftlicher Sicherheit aufstiegen, bleibt sie trotzdem bestehen und verschließt ihnen viele Türen.

Eng verbunden mit der Diskriminierung ist eine ihrer schlimmsten Folgen: die Arbeitslosigkeit. Die Vereinigten Staaten schwankten am Abgrund einer Revolution entlang, als in den dreißiger Jahren die Arbeitslosigkeit eine Höhe von

25 % erreichte. Heute, mitten in einer historischen Blütezeit, bewegt sich die Arbeitslosigkeit der schwarzen Jugendlichen laut amtlichen Angaben in vielen Städten um 30 bis 40 %. Da sie noch fast ihr ganzes Leben vor sich haben, ist es kein Wunder, wenn all diese zugeschlagenen Türen Zorn und Auflehnung bei ihnen hervorrufen.

Die vierte Ursache ist der Vietnamkrieg. Die Neger werden in doppeltem Zahlenverhältnis für den Kampf ausgehoben: sie stellen mehr als 20% der Frontruppen in einem Krieg von noch nie dagewesener Grausamkeit, obwohl ihr Anteil an der Bevölkerungszahl nur 10% ausmacht. Sie marschieren unter demokratischen Schlagworten, um eine Regierung zu verteidigen, die die Demokratie verhöhnt. In der Heimat wissen sie, daß es für ihr Volk keine echte Demokratie gibt, und bei ihrer Heimkehr werden sie in ihr hartes Leben als Bürger zweiter Klasse zurückgestellt, selbst wenn sie mit Tapferkeitsmedaillen behängt sind.

Ein ganzer Ursachenkomplex ist schließlich in den immer schlechter werdenden städtischen Lebensbedingungen zu suchen. Die Städte ersticken fast in verunreinigter Luft und verschmutztem Wasser; die öffentlichen Einrichtungen sind veraltet und unzulänglich; Finanzkatastrophen bringen alljährliche Krisen. Ganz unten in diesem Chaos der Vernachlässigung schmachten die Neger in Slums, die so verwahrlost sind, daß sie in keinem anderen Industriestaat der Welt ihresgleichen finden.

Die Mehrzahl der größten Städte sind Opfer der allzu zahlreichen Negerzuwanderung. Obwohl man genau wußte, daß Millionen von Negern im Süden durch die Arbeitsverknappung in der Landwirtschaft in den letzten zwanzig Jahren aus den Dörfern vertrieben werden würden, gab es keine staatliche Planung, die Abhilfe geschaffen hätte. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts weiße Einwanderer in die Vereinigten Staaten strömten, gab ihnen eine wohlwollende Regierung Land und Kredit, damit sie sich ein nützliches, unabhängiges Leben aufbauen konnten.

Als hingegen der Neger auswanderte, war er sich selbst überlassen. Er überfüllte die Städte und wurde in Gettos zusammengepfercht, der Arbeitslosigkeit ausgesetzt oder infolge



einer entehrenden Diskriminierung roh ausgebeutet. Obwohl auch andere Minderheiten mit Hindernissen zu kämpfen gehabt hatten, war doch keine dermaßen brutal verhöhnt, dermaßen konsequent jeder Möglichkeit und Hoffnung beraubt worden wie der Neger.

Alle diese Umstände bildeten den Zündstoff für Gewalttätigkeit und Aufruhr. Wie der Sozialpsychologe Kenneth Clark einmal sagte, muß man sich eher wundern, daß die Unruhen nicht schon früher ausbrachen. Viele Sozialwissenschaftler geben heute zu, daß die Elemente der sozialen Katastrophe sich in solchem Maße aufgestaut haben, daß es vielleicht keine Abhilfe mehr gibt.

Ich bin zwar nicht zuversichtlich, aber auch nicht bereit, mich geschlagen zu geben. Ich glaube daran, daß es etliche Programme gibt, die den Strom der sozialen Auflösung aufhalten können, und zudem glaube ich, daß die Ausschreitungen, so destruktiv sie auch sein mögen, im wesentlichen einseitig bewertet worden sind.

Die Gewalttätigkeit der Krawalle weist einen auffallenden Aspekt auf, der nur wenige Kommentare und noch weniger Analysen ausgelöst hat: In allen Unruhen der letzten Zeit zusammengenommen erreichte der Sachschaden gewaltige Ausmaße (über eine Milliarde Dollar). Die körperlichen Schäden dagegen, die Weißen von Negern zugefügt wurden, waren vergleichsweise belanglos. Die scharfe Klinge der Gewalt in Negerhänden richtete sich fast ausschließlich gegen Sachen - nicht gegen Menschen.

Es ist bemerkenswert, daß viele angesehene Zeitschriften und führende Köpfe der weißen Gesellschaft, selbst während der Konflikt tobte, klipp und klar die Verantwortung für Vernachlässigung, Gleichgültigkeit und jahrhundertelange Ungerechtigkeit auf sich nahmen. Sie machten weder Ausflüchte noch versuchten sie, die Schuld ausschließlich dem Neger zuzuschieben. Sie verlangten, daß etwas geschehe und daß man dem Bedürfnis nach drastischer sozialer Neuerung in die Augen sehe. Gewiß war es nicht bei allen die sittliche Gesinnung, die sie dazu bewegte. Die Negerkrise überschneidet sich mit der Städtekrise. Manche weißen Führer werden vielleicht nicht von Menschlichkeit getrieben, die Neger zu retten, sondern von ihrem eigenen Interesse, ihre Städte zu retten. Aber weder ihre

moralischen noch ihre eigennützigen Beweggründe, die auf ein konstruktives Ziel hindrängen, haben bis jetzt die Regierung zum Handeln bewegt. Sie ist mit dem Krieg beschäftigt und entschlossen, lieber alle Mittel für militärische Abenteuer als für sozialen Neuaufbau zusammenzukratzen.

Die Neger müssen daher nicht nur ein Programm formulieren, sie müssen neue Taktiken ausarbeiten, die nicht mit dem guten Willen der Regierung rechnen, sondern widerwillige Behörden zu zwingen vermögen, sich den Forderungen der Gerechtigkeit zu beugen.

Wir verlangen ein Notprogramm, das jedem Stellungsuchenden Arbeit oder, falls ein Beschäftigungsplan undurchführbar ist, ein gesichertes Jahreseinkommen verschafft, und zwar in einer Höhe, die ihm ein anständiges Leben gestattet. Es ist heute unbestritten, daß der Wohlstand und die Mittel der Vereinigten Staaten die Ausrottung der Armut durchaus ermöglichen.

Ein zweiter Punkt unseres Programms ist das Niederreißen der Slums und der Neuaufbau durch die Bevölkerung, die in diesen Quartieren lebt.

Es gibt kaum Meinungsverschiedenheiten unter den Negern über diese Maßnahmen. Meinungsverschiedenheiten ergeben sich höchstens in bezug auf die Ausführung.

Ich bin noch immer überzeugt, daß eine gewaltlose Lösung möglich ist. Allerdings muß die Gewaltlosigkeit den städtischen Bedingungen und der städtischen Lebensart angepaßt werden. Die Wirkung von Straßenmärschen ist in den Städten beschränkt, da der übliche Trubel des städtischen Lebens sie als flüchtiges Drama im Rahmen der allgemeinen Massenbewegungen einfach absorbiert. Im Süden war ein Marsch ein soziales Erdbeben, im Norden ist er ein kurzer, schwacher Protestschrei.

Der gewaltlose Protest muß jetzt reif werden für eine neue Stufe, um der erhöhten schwarzen Ungeduld und dem versteiften weißen Widerstand Rechnung zu tragen. Diese höhere Stufe besteht im bürgerlichen Massenungehorsam. Es braucht mehr als eine Kundgebung an die größere Gesellschaft,- es braucht eine Kraft, die deren Funktionieren an einem Schlüsselpunkt unterbricht. Dieser Eingriff darf jedoch nicht heimlich oder

hinterrücks geschehen. Es ist unnötig, ihn mit Guerillaromantik zu umgeben. Er soll offen und vor allen Dingen von großen Massen ohne Gewaltanwendung durchgeführt werden.

Wenn sich bei seiner Vereitelung die Gefängnisse füllen, tritt sein Sinn nur um so klarer zutage.

Der Neger wird damit sagen: »Ich weiche den Strafen für Gesetzesbruch nicht aus - ich bin gewillt, eure ganze Ahndung zu ertragen, weil eure Gesellschaft nicht imstande sein wird, das Stigma zu ertragen, daß sie ihre Minderheit gewaltsam und öffentlich unterdrückt, um in der Ungerechtigkeit zu verharren.«

Bürgerlicher Massenungehorsam als neue Kampfstufe kann den tiefen Zorn des Gettos in eine aufbauende, schöpferische Kraft umwandeln. Das Funktionieren einer Stadt zu stören, ohne sie zu zerstören, kann wirkungsvoller sein als ein Aufstand, denn es kann länger dauern und die größere Gesellschaft teuer zu stehen kommen, ohne daß böswillig Schaden angerichtet wird. Und schließlich ist es ein Instrument des sozialen Handelns, das die Regierung viel schwerer mit bloßer Übermacht niederhalten kann.

Die begrenzte Wirkung der Ausschreitungen liegt, abgesehen von moralischen Erwägungen, darin, daß sie nicht zum Sieg führen können und daß die Teilnehmer das wissen. Folglich ist Randalieren nicht revolutionär, sondern reaktionär, da es einzig die Niederlage herausfordert. Es bringt zwar eine emotionale Entspannung, danach aber kommt das Gefühl der Zwecklosigkeit.

Wohin weist die Zukunft? Das Wesen der nächsten Zeit wird durch die Reaktion der weißen Entscheidungsmacher auf diese Krise bestimmt. Es ist eine harte Anklage, aber eine unausweichliche Schlußfolgerung, daß der Kongreß nicht über die Lebensbedingungen des Negers entsetzt ist, sondern über das Produkt dieser Bedingungen - den Neger selbst. Er vermöchte durch einen einzigen massiven Akt der Anteilnahme, ausgedrückt in einem Mehrmilliardenprogramm für die Modernisierung und Humanisierung der Negerviertel, mehr für die Verhinderung der Gewalt zu tun als alle Armeen, die unter seinem Befehl stehen. Ob er die Weisheit dazu aufbringen wird, das ist die Frage der Stunde.

Es ist eine überwältigende Ironie der Geschichte, daß die Amerikanische Revolution von 1776 weitgehend die Folge der gleichen Voraussetzungen war, wie sie heute herrschen. König Georg weigerte sich hartnäckig, seine Macht auch nur in bescheidenem Maße mit den Kolonien zu teilen. Er forderte die Gewalt heraus, indem er die Beschwerden, die in gewaltlose Proteste, wie Boykotte, friedliche Demonstrationen und Petitionen, gekleidet waren, mit Hohn und Verachtung zurückwies. Bei ihrer Zuflucht zur Gewalt wurden die Kolonisten ideologisch weit über ihre ursprünglichen Ansprüche hinausgetrieben und stellten das System der absoluten Königsherrschaft überhaupt in Frage. Als sie zu den Waffen griffen und sich auf die Suche nach dem Grundprinzip der Unabhängigkeit machten, brachen sie mit allen Traditionen der Herrschaft des Empires und begründeten eine einzigartige, noch nie dagewesene Regierungsform - die demokratische Republik.

Der Negeraufstand entwickelt sich zu mehr als dem bloßen Streben nach Aufhebung der Rassenschranken und nach Gleichberechtigung. Er ist die Herausforderung an ein System, das in bezug auf Produktion und Technik Wunder vollbracht hat, nun auch Gerechtigkeit zu schaffen. Wenn man die Menschlichkeit aus dem System ausschließt, dann haben die Neger seinen inneren Kern von Despotie bloßgelegt, und es wird sich ein viel größeres Ringen um Befreiung entfalten. Im Grunde genommen wird Amerika herausgefordert zu beweisen, daß es nicht nur mit den Untaten des Rassenhasses, sondern auch mit der Geißel der Armut der Weißen wie der Schwarzen und mit den Greueln des Krieges, die über die Landesgrenzen hinausreichen und die ganze Menschheit in Mitleidenschaft ziehen, fertig zu werden vermag.

Der erste Mann, der im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg starb, war ein schwarzer Matrose namens Crispus Attucks. Noch bevor jener schicksalsschwere Kampf zu Ende war, lag die Institution der absoluten Monarchie auf dem Totenbett.

Wir stehen vielleicht heute erst am Anfang einer Epoche des Wandels, die in ihren Auswirkungen ebenso weitreichend ist wie die Amerikanische Revolution. Die entwickelten Industriestaaten der Welt können keine sicheren Inseln der Prosperität in einem

brodelnden Meer der Armut bleiben. Ein Sturm erhebt sich gegen die privilegierte Minderheit der Erde, vor dem es keine Zuflucht in Isolierung und Kriegsrüstung gibt. Der Sturm wird sich nicht legen, bis eine gerechte Verteilung der Früchte der Erde es dem Menschen allenthalben ermöglicht, anständig und menschenwürdig zu leben. Der amerikanische Neger von 1967 ist vielleicht wie damals Crispus Attucks die Vorhut in einem langen Kampf, der das Bild der Welt verändern könnte, da Milliarden von Unterdrückten mit ihrem Anspruch auf Leben, Freiheit und Gerechtigkeit die Erde erschüttern und verwandeln.

# Das Gewissen und der Vietnamkrieg

Es ist nun schon viele Monate her, daß ich mich im Gewissen genötigt sah, mein Schweigen zu beenden und öffentlich gegen den Krieg meines Landes in Vietnam Stellung zu beziehen. Die Gründe, die mich zu dieser schweren Entscheidung führten, sind noch nicht verschwunden, im Gegenteil, sie sind durch den Lauf der Ereignisse seit damals noch schwerwiegender geworden. Der Krieg selbst hat sich intensiviert, der Druck auf mein Land ist noch mörderischer.

Ich kann nicht über die großen Themen der Gewalt und Gewaltlosigkeit, sozialen Änderungen und Zukunftshoffnungen sprechen, ohne dabei an die ungeheuerliche Gewalttat von Vietnam zu denken.

Seit dem Frühling 1967, als ich zum erstenmal meine Opposition gegen die Politik meiner Regierung in der Öffentlichkeit bekanntmachte, haben schon viele die Klugheit meiner Entscheidung in Zweifel gezogen. »Warum gerade Sie?« sagte man. »Friede und Bürgerrechte gehen nicht Hand in Hand. Verletzen Sie nicht die Sache Ihres Volkes?« Und wenn ich solche Fragen hörte, war ich immer tief traurig, denn sie bedeuten, daß die Fragenden mich, meine Absicht oder meine Berufung nie wirklich gekannt haben. Ja, diese Frage weist sogar darauf hin, daß sie die Welt nicht kennen, in der sie leben.

Wenn ich meinen Standpunkt vertrat, versuchte ich immer zu erklären, daß ich bestürzt bin - wie jedermann, glaube ich, bestürzt sein muß - über die Verworrenheiten und Unklarheiten der Vietnamfrage. Ich möchte das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Lösung dieses tragischen Konflikts nicht unterschätzen. Ich möchte weder Nordvietnam oder die Nationale Befreiungsfront als Muster an Tugend hinstellen, noch die Rolle mißachten, die sie bei einer erfolgreichen Lösung des Problems spielen können. Während sie beide berechnete Gründe haben mögen, der Gutgläubigkeit der Vereinigten Staaten zu mißtrauen, legen das Leben und die Weltgeschichte beredtes Zeugnis davon ab, daß Konflikte nie ohne vertrauensvolles Geben und Nehmen von beiden Seiten gelöst werden.

Da ich Prediger aus Berufung bin, dürfte es wohl nicht überraschen, daß ich verschiedene Gründe habe, Vietnam in

mein moralisches Blickfeld zu ziehen. Da ist vorerst eine sehr augenfällige, ja fast mühelose Verbindung zwischen dem Krieg in Vietnam und dem Kampf, den ich und andere in Amerika geführt haben. Vor einigen Jahren gab es in diesem Kampf einen strahlenden Augenblick. Es schien, als bestünde eine wirkliche Aussicht auf Besserung für die Armen, die schwarzen wie die weißen, durch das *poverty program*. Es gab Experimente, Hoffnungen, Neuanfänge. Dann kam die Eskalation in Vietnam, und ich mußte zusehen, wie das Programm zerschlagen und inhaltlos gemacht wurde, als wäre es irgendein politisches Spielzeug in den Händen einer Gesellschaft, die auf Krieg versessen war, und da wußte ich, daß Amerika niemals die nötigen Mittel oder Energien für die Rehabilitierung seiner Armen einsetzen würde, solange Abenteuer wie Vietnam fortlaufend Menschen und Kenntnisse und Geld schlucken wie ein dämonisches, zerstörerisches Saugrohr. Und so war ich immer mehr gezwungen, im Krieg nicht nur ein moralisches Verbrechen, sondern auch einen Feind der Armen zu sehen und als solchen zu bekämpfen.

Zu einer vielleicht noch tragischeren Erkenntnis der Wirklichkeit gelangte ich, als mir klarwurde, daß der Krieg weit mehr anrichtete, als nur die Hoffnungen der Armen in der Heimat zu zerstören. Er schickte ihre Söhne und Brüder und Gatten in den Kampf und in den Tod, und zwar im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung in viel höherer Zahl. Wir nahmen die jungen Schwarzen, für die unsere Gesellschaft keinen Platz hat, und brachten sie 8000 Meilen weit fort, um Freiheiten in Südostasien sicherzustellen, die sie in Südwest-Georgia und Ost-Harlem selbst nicht gefunden hatten. Und damit stehen wir wiederholt der grausamen Ironie gegenüber, schwarze und weiße Jungen auf den Fernsehschirmen zu beobachten, wie sie gemeinsam töten und gemeinsam sterben für eine Nation, die unfähig gewesen ist, sie auch nur miteinander auf die gleiche Schulbank zu setzen. Wir sehen, wie sie in brutaler Solidarität die Hütten eines armen Dorfes niederbrennen, und sind uns bewußt, daß sie in Detroit nie im selben Häuserblock wohnen dürften. Ich konnte nicht schweigen angesichts einer solch grausamen Manipulation der Armen.



Mein dritter Grund geht eine noch tiefere Bewußtseinsebene an, aber er ergibt sich zwangsläufig aus meinen Erlebnissen in den Negervierteln des Nordens in den letzten drei Jahren - insbesondere den letzten drei Sommern. Wenn ich mitten unter den verzweifelten, zurückgestoßenen, zornigen jungen Männern durch die Straßen ging, sagte ich ihnen, daß Molotow-Cocktails und Gewehre ihr Problem nicht lösen würden. Ich versuchte ihnen gegenüber mein tiefstes Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen, blieb aber bei meiner Überzeugung, daß soziale Umwälzungen am nachhaltigsten durch gewaltloses Handeln herbeigeführt werden. Aber, fragten sie, und zwar mit Recht, wie ist das mit Vietnam? Sie fragten, ob unser eigener Staat denn nicht ganz massive Gewalt anwende, um seine Probleme zu lösen, um die Änderungen herbeizuführen, die er forderte. Ihre Fragen trafen ins Schwarze, und ich wußte, daß ich nie mehr meine Stimme gegen die Gewalttätigkeit der Unterdrückten in den Negervierteln erheben konnte, wenn ich nicht zuerst klipp und klar mit dem größten Gewaltlieferanten der gegenwärtigen Welt redete: mit meiner eigenen Regierung. Um dieser jungen Leute willen, um der Hunderttausende willen, die unter unserer Gewalt zittern, kann ich nicht schweigen.

Jenen, die die Frage stellen: »Sind Sie denn nicht ein Bürgerrechtsführer?« - und die mich damit von der Friedensbewegung auszuschließen meinen - kann ich nur antworten, daß ich zu lange und zu hart gegen die Segregation in den öffentlichen Einrichtungen gearbeitet habe, als daß ich nun die Rassentrennung in meinem eigenen moralischen Anliegen zuließe. Gerechtigkeit ist unteilbar. Es muß auch gesagt werden, daß es doch recht widersinnig wäre, leidenschaftlich und unerbittlich für integrierte Schulen zu kämpfen und sich nicht um das Überleben einer Welt zu kümmern, in die sie integriert werden sollen. Weiter muß ich festhalten, daß etwas im Wesen unserer organisatorischen Struktur der Christlichen Führerkonferenz des Südens selbst mich zu diesem Schritt bewog. 1957, als eine Gruppe von uns diese Organisation ins Leben rief, wählten wir das Motto: »Rettet die Seele Amerikas«. Es dürfte also ganz klar sein, daß niemand, dem irgend etwas an der Integrität und

am Leben des heutigen Amerika liegt, den gegenwärtigen Krieg totschweigen kann.

Als wäre die Last einer solchen Aufgabe noch nicht schwer genug, fiel mir 1964 noch eine weitere Verantwortung zu: Ich kann nicht vergessen, daß der Friedensnobelpreis ebenfalls ein Auftrag war - ein Auftrag, noch schwerer als je zuvor für die ›Verbrüderung der Menschen‹ zu arbeiten. Dies ist eine Berufung, die mich aus einer Staatszugehörigkeit heraushebt, aber auch wenn es sie nicht gäbe, hätte ich immer noch mit der Bedeutung meiner Berufung als Diener am Wort Jesu Christi zu leben. Für mich ist die Beziehung dieses geistlichen Amtes zum Aufbau des Friedens so deutlich, daß ich mich manchmal über die Leute wundere, die mich fragen, warum ich gegen den Krieg spreche. Wir sind aufgerufen, für die Schwachen, für die Menschen ohne Stimme, für die Opfer unseres Staates zu reden, und auch für die, die er Feinde nennt; denn kein von Menschenhand verfaßtes Dokument kann bewirken, daß diese Menschen weniger als andere unsere Brüder sind. Und wenn ich über den Wahnsinn von Vietnam nachgrüble, wenn ich in meinem Innern nach Wegen suche, zu verstehen und mitfühlend zu reagieren, gehen meine Gedanken fortwährend zu diesem Inselvolk. Ich meine hier nicht die Soldaten auf beiden Seiten, nicht die Junta in Saigon, sondern einfach die Menschen, die nun schon seit fast drei Jahrzehnten unter dem Fluch des Krieges leben. Ich denke auch darum an sie, weil mir klar ist, daß es keine dauerhafte Lösung gibt, ehe nicht ein Versuch gemacht wird, sie kennenzulernen und ihre unterdrückten Rufe zu hören.

Sie müssen in den Amerikanern seltsame Befreier sehen. Das vietnamesische Volk erklärte 1945, nach der französisch-japanischen Besetzung und vor der kommunistischen Revolution in China, seine Unabhängigkeit. Es wurde von Ho Chi Minh angeführt. Obwohl es sich in seinem eigenen Freiheitsdokument auf die amerikanische Unabhängigkeitserklärung berief, weigerten wir uns, es anzuerkennen. Unsere Regierung hatte damals das Gefühl, die Menschen Vietnams seien noch nicht reif für die Unabhängigkeit, und so wurden sie wiederum das Opfer jener tödlichen Arroganz des Westens, die die internationale Atmosphäre schon so lange vergiftet.

Neun Jahre lang unterstützten wir nach 1945 die Franzosen kräftig bei ihrer erfolglosen Anstrengung, Vietnam wieder zu kolonisieren. Als die Franzosen geschlagen waren, sah es so aus, als würden nun über das Genfer Abkommen Unabhängigkeit und Landreform ihren Einzug halten. Statt dessen hielten die Vereinigten Staaten ihren Einzug, beschlossen, daß Ho Chi Minh die vorübergehend geteilte Nation nicht vereinigen dürfe, und die Bauern mußten zusehen, wie wir einen der verbrecherischsten modernen Diktatoren, den von uns auserwählten Premierminister Diem, unterstützten. Die Bauern sahen zu und duckten sich, als Diem jede Opposition erbarmungslos ausrottete, die ausbeuterischen Grundbesitzer begünstigte und sich weigerte, die Wiedervereinigung mit dem Norden auch nur zu diskutieren. Die Bauern sahen zu, wie das alles zuerst durch den amerikanischen Einfluß und später durch eine wachsende Zahl amerikanischer Truppen geleitet wurde, die herüberkamen, um den Aufstand, den Diems Methoden heraufbeschworen hatten, ersticken zu helfen. Als Diem gestürzt wurde, mögen sie froh gewesen sein, doch die lange Reihe militärischer Diktatoren schien ihnen keine wirkliche Änderung zu verheißen, vor allem nicht in Hinsicht auf ihr Bedürfnis nach Land und nach Frieden.

Statt dessen erhöhten wir unsere Truppenaufgebote zur Unterstützung von Regierungen, die außerordentlich korrupt, unfähig und ohne jeden Rückhalt im Volk waren. Die ganze Zeit über lasen die Leute unsere Flugblätter und nahmen regelmäßig Versprechungen von Frieden und Demokratie und Landreform entgegen. Jetzt stöhnen sie unter unseren Bomben und betrachten uns - nicht ihre Mitvietnamesen - als ihren wirklichen Feind. Traurig und apathisch trotten sie dahin, wenn wir sie vom Land ihrer Väter weg in Konzentrationslager treiben, in denen kaum je den geringsten sozialen Bedürfnissen Rechnung getragen wird. Sie wissen, daß sie entweder mitgehen oder unter unseren Bomben umkommen müssen, und so gehen sie eben mit, voran Frauen, Kinder und Alte. Sie sehen zu, wie wir ihr Wasser vergiften, wie wir die Ernten ihrer Felder vernichten, und sie wandern in die Spitäler mit mindestens zwanzig durch amerikanische Feuerkraft verursachten Unfällen auf eine vom

Vietkong zugefügte Verletzung. Sie wandern in die Städte und sehen, wie sich Tausende von Kindern heimatlos, unbekleidet, wie Tiere, zu Haufen in den Straßen herumtreiben. Sie sehen, wie die Kinder ihre Schwestern an unsere Soldaten verkaufen und für ihre Mütter betteln.

Was denken wohl die Bauern, wenn wir uns mit den Grundbesitzern verbünden und uns weigern, den vielen Worten über Landreform irgendwelche Taten folgen zu lassen? Wo sind die Wurzeln des unabhängigen Vietnam, das wir aufzubauen behaupten? Unter diesen Menschen ohne Stimme?

Wir haben die beiden Einrichtungen zerstört, die ihnen das Teuerste waren: die Familie und das Dorf. Wir haben ihr Land und ihre Saaten zerstört. Wir haben mitgeholfen, eine der einzigen nichtkommunistischen revolutionären politischen Mächte des Landes, die Vereinigte Buddhistische Kirche, zu zerstören. Wir haben die Feinde der Bauern von Saigon unterstützt. Wir haben ihre Frauen und Kinder verdorben und ihre Männer getötet. Was für Befreier!

Es ist wenig geblieben, worauf man aufbauen könnte - außer Bitterkeit. Und bald werden die einzigen übriggebliebenen soliden Fundamente in unseren Militärbasen und in den Betonbauten der Konzentrationslager, die wir befestigte Dörfer nennen, zu finden sein. Die Bauern mögen sich fragen, ob wir unser neues Vietnam auf solchen Grund zu stellen gedenken; könnten wir ihnen solche Gedanken verübeln? Wir müssen für sie sprechen, wir müssen die Fragen aufwerfen, die sie nicht äußern können. Auch das sind unsere Brüder.

Eine vielleicht noch schwierigere, aber nicht weniger notwendige Aufgabe ist es, für jene zu sprechen, die als unsere Feinde bezeichnet worden sind. Wie ist das mit der Nationalen Befreiungsfront? Wie können sie an unsere Integrität glauben, wenn wir jetzt von ›Aggression aus dem Norden‹ reden, als gäbe es nichts Wesentlicheres an diesem Krieg? Wie können sie uns trauen, wenn wir ihnen jetzt, nach der mörderischen Diem-Regierung, Gewalt vorwerfen? Und ihnen Gewalt vorwerfen, während wir mit immer neuen Todeswaffen ihr Land überschütten? Bestimmt müssen wir ihre Gefühle verstehen, auch

wenn wir mit ihren Handlungen nicht einverstanden sind. Wie beurteilen sie uns, wenn unsere amtlichen Stellen wissen, daß ihre Mitglieder zu weniger als 25% Kommunisten sind, und ihnen trotzdem beharrlich diesen Sammelnamen geben? Sie fragen, wie wir von freien Wahlen sprechen können, wo doch die Saigoner Presse von der Militärjunta zensuriert und kontrolliert wird. Ihre Fragen sind erschreckend relevant. Will unser Staat wiederum einen politischen Mythos aufbauen und hinterher mit der Macht neuer Gewalt abstützen?

Darin liegt die wahre Bedeutung, der wahre Wert von Mitgefühl und Gewaltlosigkeit, daß sie uns helfen, den Standpunkt des Feindes zu sehen, seine Fragen zu hören, zu wissen, wie er uns einschätzt. Denn aus seiner Sicht heraus vermögen wir tatsächlich die grundlegenden Schwächen unserer eigenen Stellung zu erkennen, und wenn wir reif sind, können wir aus der Weisheit der Brüder, die Gegner genannt werden, lernen, an ihr wachsen und von ihr profitieren.

So ist es auch mit Hanoi. Im Norden, wo unsere Bomben jetzt das Land verwüsten und unsere Minen die Wasserwege gefährden, begegnen wir einem tiefen, aber verständlichen Mißtrauen. In Hanoi sind die Männer, die den Staat gegen Japaner und Franzosen zur Unabhängigkeit führten. Sie waren es auch, die einen zweiten Kampf gegen die französische Herrschaft führten und dann in Genf dazu überredet wurden, das von ihnen kontrollierte Land zwischen dem 13. und 17. Breitengrad »vorübergehend« aufzugeben. Nach 1954 erlebten sie, wie wir uns mit Diem verschworen, um Wahlen zu vereiteln, die mit Sicherheit Ho Chi Minh an die Macht über ein vereintes Vietnam gebracht hätten, und es wurde ihnen klar, daß sie wiederum die Betrogenen waren. Wenn wir fragen, warum sie keine Lust zeigen, sich an den Verhandlungstisch zu setzen, dann braucht man nur an diese Dinge zu erinnern. Und es muß uns auch klar sein, daß die Führer von Hanoi die Anwesenheit amerikanischer Truppen zur Unterstützung der Regierung Diem als den ersten militärischen Bruch des Genfer Abkommens über fremde Truppen betrachteten. Sie rufen uns in Erinnerung, daß sie erst anfangen, Material und Soldaten in großer Zahl einzusetzen, als die amerikanischen

Streitkräfte schon zu Zehntausenden hereingeströmt waren. Hanoi denkt noch daran, wie unsere Führer sich weigerten, uns die Wahrheit über die früheren nordvietnamesischen Friedensanträge zu sagen, wie wir behaupteten, es existierten keine, während sie doch ganz klar gestellt worden waren. Ho Chi Minh hielt die Augen offen, als Amerika von Frieden sprach und seine Streitkräfte ausbaute, und er hat bestimmt auch jetzt die immer stärker werdenden internationalen Gerüchte über amerikanische Pläne für eine Invasion im Norden gehört.

An diesem Punkt muß ich wohl klarstellen, daß mich, während ich in den letzten paar Minuten versuchte, den Stummen in Vietnam eine Stimme zu leihen und die Argumente jener zu verstehen, die man den Feind nennt, unsere eigenen Truppen dort so sehr beschäftigen wie nur irgend etwas. Denn ich finde, wir setzen sie in Vietnam nicht bloß dem Verrohungsprozeß aus, der in jedem Krieg vor sich geht, wo Armeen einander gegenüberstehen und sich zu zerstören suchen. Wir umgeben ihren Todesmarsch auch noch mit Zynismus; denn sie müssen ja schon nach kurzer Zeit merken, daß nichts von den Dingen, für die wir zu kämpfen vorgeben, wirklich etwas damit zu tun hat, und die Kultivierteren unter ihnen sind sich sicherlich klar darüber, daß wir auf Seiten der Reichen und Sicherer stehen, während wir den Armen eine Hölle bereiten.

Wenn wir so fortfahren, wird kein Zweifel mehr in meinem Herzen und im Herzen der Welt darüber sein, daß wir in Vietnam keine ernsthaft guten Absichten haben. Es wird sich deutlich herausstellen, daß es unsere Mindestervartung ist, Vietnam als amerikanische Kolonie zu besetzen, und die Leute werden es nicht unterlassen können, anzunehmen, unsere maximale Hoffnung gehe dahin, China zu einem Krieg zu reizen, der es uns erlaubt, seine nuklearen Einrichtungen zu bombardieren.

Irgendwie muß dieser Wahnsinn ein Ende nehmen. Wir müssen jetzt aufhören. Ich spreche als ein Kind Gottes und Bruder der Notleidenden in Vietnam. Ich spreche für jene, deren Land verwüstet wird, deren Heim zerstört wird, deren Kultur untergraben wird. Ich spreche für die Armen Amerikas, die den doppelten Preis von zerschlagenen Hoffnungen zu Hause

und von Tod und Korruption in Vietnam zahlen. Ich spreche als Weltbürger für die Welt, die voll Bestürzung an dem Wege steht, den wir eingeschlagen haben. Ich spreche als Amerikaner zu den Führern meiner eigenen Nation. Die große Initiative zu diesem Krieg ging von uns aus. Auch die Initiative, ihn zu beenden, muß von uns ausgehen.

Im Frühling 1967 gab ich bekannt, welche Schritte ich als notwendig erachte, damit das geschehen kann. Ich möchte dem heute nur noch hinzufügen, daß, obwohl zahlreiche Amerikaner diese Vorschläge unterstützt haben, die Regierung bislang keinen einzigen anerkannte. Es ist jetzt Zeit für wirkliche Entscheidungen. Der Augenblick ist gekommen, da unser aller Leben eingesetzt werden muß, soll unser Volk seine eigene Tollheit überleben. Jeder, der humane Überzeugungen hat, muß sich über den Protest schlüssig werden, der diesen Überzeugungen am besten entspricht, aber protestieren müssen wir alle.

Es liegt etwas Verführerisches darin, es dabei bewenden zu lassen und zu dem überzugehen, was in gewissen Kreisen ein populärer Kreuzzug gegen den Vietkong geworden ist. Ich meine, wir sollen wirklich den Kampf aufnehmen, aber ich möchte jetzt etwas noch Beunruhigenderes sagen: Der Krieg in Vietnam ist lediglich ein Symptom einer weit tiefergehenden Krankheit, die im Geist Amerikas steckt.

1957 sagte ein hellsichtiger Beamter in Übersee, es komme ihm vor, als stünde unser Land auf der falschen Seite einer Weltrevolution. Ich bin überzeugt, daß wir uns, wenn wir auf die richtige Seite der Weltrevolution gelangen wollen, als Nation einer durchgreifenden Revolution der Werte unterziehen müssen. Eine wahre Neuordnung der Werte wird uns bald veranlassen, die Ehrlichkeit und Gerechtigkeit vieler unserer vergangenen und gegenwärtigen Taktiken in Zweifel zu ziehen. Eine wahre Neuordnung der Werte wird bald mit Unbehagen auf den grellen Gegensatz zwischen arm und reich achten. Mit gerechter Empörung wird sie den Blick über die Meere richten und sehen, wie einzelne Kapitalisten des Westens riesige Geldsummen in Asien, Afrika und Südamerika investieren, aber nur, um Profite herauszuziehen und ohne jedes Interesse an

der sozialen Besserstellung der betreffenden Länder, und wird sagen: »Das ist nicht recht.« Sie wird auf unser Bündnis mit den Großgrundbesitzern Lateinamerikas schauen und sagen: »Das ist nicht recht.« Die Anmaßung des Westens, der sich einbildet, er habe die andern alles zu lehren und nichts von ihnen zu lernen, ist nicht recht. Eine wahre Revolution der Werte wird Hand an die Weltordnung legen und vom Kriege sagen: »Diese Art, Meinungsverschiedenheiten zu bereinigen, ist nicht recht.« Dieses Gewerbe, Menschen mit Napalm zu verbrennen, die Wohnhäuser unseres Landes mit Witwen und Waisen zu füllen, giftige Drogen des Hasses in die Adern sonst humaner Völker einzuspritzen, Männer körperlich behindert und seelisch zerrüttet von finsternen, blutigen Schlachtfeldern heimzuschicken, das kann nicht mit Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe in Einklang gebracht werden. Eine Nation, die Jahr um Jahr fortfährt, mehr Geld für militärische Verteidigung als für soziale Aufbauprogramme auszugeben, nähert sich dem geistigen Untergang.

Diese Art von positiver Revolution der Werte ist unsere beste Verteidigung gegen den Kommunismus. Krieg ist nicht die Antwort. Der Kommunismus wird niemals durch die Anwendung von Atombomben oder Kernwaffen besiegt werden.

Wir leben in einer Zeit des Umsturzes; überall auf dem Erdenrund lehnen sich Menschen gegen alte Systeme der Ausbeutung und Unterdrückung auf. Die besitzlose, barfußige Landbevölkerung erhebt sich wie nie zuvor. »Die Völker, die im Dunkel wandelten, haben ein großes Licht gesehen.« Wir im Westen müssen diese Erhebung unterstützen. Es ist eine traurige Tatsache, daß gerade die westlichen Völker, die einst so viel vom revolutionären Geist der modernen Welt in sich trugen, aus Bequemlichkeit und Selbstzufriedenheit, aus krankhafter Angst vor dem Kommunismus und in der Neigung, sich der Ungerechtigkeit anzupassen, jetzt zu Erz-Antirevolutionären geworden sind. Das hat manche dahin gebracht, zu glauben, nur der Marxismus habe den revolutionären Geist. So ist nun also der Kommunismus ein Urteil gegen unsere Unfähigkeit, die Demokratie zu verwirklichen und die Umwälzung, die wir begonnen haben, zu Ende zu führen. Wir müssen über die



Unentschlossenheit hinweg zur Tat schreiten. Wir müssen neue Wege finden, für den Frieden in Vietnam und die Gerechtigkeit in der ganzen unterentwickelten Welt zu sprechen, einer Welt, die bis an unsere Türen reicht. Wenn wir nicht handeln, werden wir mit Sicherheit durch die langen, finsternen und schmachvollen Korridore der Zeit geschleppt werden, welche jenen vorbehalten sind, die Gewalt ohne Mitleid, Macht ohne Moral und Stärke ohne Einsicht besitzen.

# Jugend und soziale Aktion

Als Paul Goodman 1960 sein Buch »Growing up absurd« veröffentlichte, erregte er das Publikum mit seiner Schilderung der erdrückenden Last, die die geistige Leere der heutigen Gesellschaft unserer Jugend aufbürdet. Jetzt, ein paar Jahre später, ist es nicht mehr die geistige Leere, die erschreckt, sondern das geistig Böse.

Heute kämpfen, töten und sterben junge Männer Amerikas in asiatischen Dschungeln in einem Krieg, dessen Ziele so verschwommen sind, daß das ganze Volk von verschiedenen Meinungen brodeln. Man sagt ihnen, sie opferten sich für die Demokratie, aber die Regierung in Saigon, ihr Verbündeter, ist ein Hohn auf die Demokratie, und der schwarze Soldat hat die Demokratie noch nie am eigenen Leibe erfahren.

Während der Krieg die Jungen im Ausland verschlingt, spielen zu Hause die Unruhen in den Städten die schwarze Jugend gegen junge Soldaten und Polizisten aus, die Rassen- und wirtschaftliche Ungerechtigkeit erschöpft die menschliche Geduld. Wohlstand übersättigt die mittleren und oberen Klassen, während Armut mehr als 30 Millionen Amerikaner gefangenhält und in manchen ländlichen Gebieten des Südens buchstäblich der Hunger umgeht.

Das Verbrechen gedeiht in jeder Gesellschaftsschicht. Krankheiten werden besiegt, die Gesundheit verbessert, und gleichzeitig nehmen Drogensucht und Alkoholismus epidemische Formen an.

Die Abwendung junger Menschen von der Gesellschaft steigt in einem ungeheuren Maß, und Haufen von freiwillig Verbannten tauchen als moderne Zigeuner auf, ziellos und hohl.

Diese Generation ist in einen Kalten Krieg verwickelt, nicht nur mit der vorhergehenden Generation, sondern mit den Werten ihrer Gesellschaft. Das ist nicht die vertraute, normale Widersetzlichkeit der Jungen, die nach Unabhängigkeit streben. Es ist ein neuer Zug von erbitterter Feindschaft und verwirrtem Zorn darin, der darauf schließen läßt, daß es um lebenswichtige Fragen geht.

Das sind noch nie dagewesene Verhaltensweisen; denn unter noch nie dagewesenen Voraussetzungen kam diese Generation zur Welt und wuchs sie heran.

Man kann die Generation der letzten fünfundzwanzig Jahre nicht verstehen, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß sie in dieser Zeit unter den Auswirkungen von vier Kriegen gelebt hat: des Zweiten Weltkrieges, des ›Kalten Krieges‹, des Korea- und des Vietnamkrieges. Keine andere Generation junger Amerikaner war je einem auch nur annähernd so traumatischen Erleben ausgesetzt. Und dabei ist das, so aufreibend es seelisch und körperlich sein mag, noch nicht der schlimmste Aspekt des Lebens in der Gegenwart: Dies ist die erste Generation, die in der Ära der Atombombe aufwächst und weiß, daß sie die letzte Generation der Menschheit sein könnte.

Dies ist die Generation nicht nur des Krieges, sondern des Krieges in seiner letzten Offenbarung. Dies ist die Generation, die wahrhaft keinen Ort hat, wo sie sich verstecken, keinen Ort, wo sie Sicherheit finden kann.

Das ist Böses genug, um die Vernunft ins Wanken zu bringen. Und natürlich ist es nicht das einzige Böse. Alles zusammen bildet einen Teil des Nährbodens, in dem sich Charakter und Erfahrung dieser Generation formten. Die Flut des Bösen bietet Antwort genug für jene Erwachsenen, die fragen, warum diese junge Generation so unergründlich, so fremd und oft so wunderbar sei. Für die jungen Menschen von heute sind Frieden und soziale Ruhe so unwirklich fern wie die Zeiten der fahrenden Ritter.

Unter dem Druck sozialer Mächte, die in ihrer Zeit einzig dastehen, haben sich die jungen Leute in drei Hauptgruppen zersplittert, wobei es natürlich unter diesen drei gewisse Überschneidungen gibt.

Die größte Gruppe der jungen Leute ist bemüht, sich den vorherrschenden Werten unserer Gesellschaft anzupassen. Ohne große Begeisterung akzeptiert sie das Regierungssystem, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Besitzsystems und die sozialen Schichtungen, die diese beiden Systeme erzeugen. Aber auch so ist sie eine tief beunruhigte Gruppe und ein scharfer Kritiker des Status quo.

In dieser größten Gruppe sind soziale Ansichten nicht erstarrt oder entschieden, sondern fließend und suchend. Obwohl alle Untersuchungen der letzten Zeit darauf hinweisen, daß der

Vietnamkrieg im Brennpunkt des Interesses liegt, sind die meisten von ihnen nicht bereit, sich der Einberufung zu widersetzen oder bei Fragen um Gewalt oder Gewaltlosigkeit eindeutig Stellung zu beziehen. Und doch wurde ihr Gewissen von dem in der ganzen Welt immer stärker werdenden Gefühl vom Grauen und Wahnwitz des Krieges, vom zwingenden Verlangen, das Leben zu achten, von der dringenden Notwendigkeit, den Krieg als Lösung internationaler Probleme zu überwinden, angerührt. So spiegelt diese Majorität, die den Krieg nicht verherrlichen will und die sich in bezug auf Amerikas militärische Haltung unsicher fühlt, die Verwirrung der größeren Gesellschaft wider, die ihrerseits in einer Art Übergangszustand des Gewissens befangen ist, in dem sie sich allmählich der Erkenntnis nähert, daß der Krieg in der menschlichen Zukunft nicht mehr zu rechtfertigen ist.

Es gibt eine zweite Gruppe junger Leute, die Radikalen. Sie reicht je nach dem Grad, bis zu welchem sie das soziale System ändern will, von gemäßigt bis extrem. Sie alle stimmen darin überein, daß die gegenwärtigen Übel nur durch *strukturelle* Neuerung beseitigt werden können, da die Wurzeln mehr im System als in den Menschen oder in fehlerhaftem Verhalten liegen. Es sind Radikale neuen Schlages. Nur sehr wenige hängen einer feststehenden Ideologie an; einige borgen sich etwas von alten Revolutionsdoktrinen aus, aber sozusagen alle lassen ein Urteil darüber, welche Form eine neue Gesellschaft haben müsse, offen. Sie befinden sich in ernsthafter Auflehnung gegen alte Werte, haben aber die neuen noch nicht konkret formuliert. Sie wiederholen nicht einfach frühere revolutionäre Lehrmeinungen - viele von ihnen haben die revolutionären Klassiker nicht einmal gelesen. Ironischerweise rührt ihre Rebellion daher, daß sie auf der Suche nach einer Neuerung innerhalb der bestehenden Gesellschaft entmutigt wurden. Sie versuchten Rassengleichheit aufzubauen und stießen auf zähen, bösartigen Widerstand. Sie arbeiteten auf eine Beendigung des Vietnamkrieges hin und erlebten die Nutzlosigkeit dieses Unterfangens. So suchen sie denn nun einen neuen Anfang mit neuen Regeln in einer neuen Ordnung. Immerhin muß man gerechterweise zugeben, daß sie vorläufig eher wissen, was sie nicht wollen, als was sie wollen.

Ihr Radikalismus wächst, da die heutige Machtstruktur bei der Verteidigung nicht nur ihres sozialen Systems, sondern auch der Mißstände, die es enthält, unnachgiebig ist und dadurch natürlich den Widerstand verstärkt.

Welche Haltung nimmt diese zweite, radikale Gruppe der Gewalt gegenüber ein? Kurz gesagt, eine gemischte; es gibt heute junge Radikale, die Pazifisten sind, und andere, die man Fauteuil-Revolutionäre nennt, die auf der politischen und psychologischen Notwendigkeit der Gewaltanwendung beharren. Diese jungen Gewalttheoretiker verschmähen geflissentlich den Dialog zugunsten der ›Taktik der Konfrontation‹; sie verherrlichen die Untergrundbewegung und besonders deren neuen Märtyrer, Che Guevara, und sie setzen revolutionäres Bewußtsein mit der Bereitschaft zum Blutvergießen gleich. Gibt es aber quer durch die ganze Skala von Haltungen gegenüber der Gewalt einen verbindenden Faden? Ich glaube doch. Alle Radikalen, ob sie Gandhi oder Frantz Fanon lesen, begreifen die Notwendigkeit, zu handeln - direkt selbstwandelnd und strukturwandelnd zu handeln. Das ist wohl ihre schöpferischste Kollektiveinsicht.

Die jungen Leute der dritten Gruppe werden gemeinhin ›Hippies‹ genannt. Sie mögen in direkter Linie von den gestrigen Beatniks abstammen. Die Hippies sind nicht nur bunt, sie sind auch vielschichtig, und in mancher Hinsicht beleuchtet ihre extreme Lebensführung die negative Wirkung der sozialen Übelstände auf empfindsame junge Menschen. Obwohl es Varianten gibt, haben jene, die sich zu dieser Gruppe zählen, eine gemeinsame Philosophie. Sie ringen darum, sich von der Gesellschaft zu befreien, als Ausdruck ihrer Ablehnung dieser Gesellschaft. Sie sagen sich von der Verantwortung einer organisierten Gesellschaft los. Im Gegensatz zu den Radikalen suchen sie nicht Änderung, sondern Flucht. Wenn sie sich gelegentlich einer Friedenskundgebung anschließen, so wollen sie damit nicht die politische Welt verbessern, sondern ihrer eigenen Welt Ausdruck verleihen. Der echte Hippie ist ein bemerkenswerter Widerspruch. Er nimmt Drogen, um sich nach innen zu kehren, weg von der Wirklichkeit, um Frieden und Geborgenheit zu finden. Und dabei hebt er die Liebe als höchsten

menschlichen Wert auf den Schild - die Liebe, die doch nur in der Verständigung zwischen Menschen und niemals in der völligen Abgeschiedenheit des einzelnen gedeihen kann.

Die Bedeutung der Hippies liegt nicht in ihrem unkonventionellen Benehmen, sondern darin, daß einige Hunderttausende junger Menschen, indem sie sich der Flucht vor der Wirklichkeit zuwenden, ein vernichtendes Urteil über die Gesellschaft aussprechen, aus der sie hervorgehen.

Es scheint mir, daß sich die Hippies als Massengruppe nicht lange halten werden. Sie können nicht überleben, weil im Entrinnen keine Lösung liegt. Einige von ihnen mögen ausharren, indem sie sich zu einer nichtkirchlichen religiösen Sekte konsolidieren; ihre Bewegung weist bereits manche derartigen Züge auf. Andere sehen wir vielleicht einmal utopische Kolonien ins Leben rufen, ähnlich jenen Gemeinden im 17. und 18. Jahrhundert, die von Sekten gegründet wurden, welche die bestehende Ordnung und deren Werte zutiefst verabscheuten. Jene Gemeinden überdauerten die Zeit nicht. Aber sie waren wichtig für die Zeitgenossen, weil ihr Traum von sozialer Gerechtigkeit und menschlichem Wert als ein Traum der Menschheit weiterlebte.

In diesem Zusammenhang ist ein Traum der Hippiegruppe sehr bedeutungsvoll, nämlich ihr Traum vom Frieden. Die meisten Hippies sind Pazifisten, und ein paar haben sich zu einer überzeugenden und psychologisch verfeinerten ›Friedens-Strategie‹ hindurchgedacht. Und die Gesellschaft als Ganzes ist vielleicht heute eher als vor hundert oder zweihundert Jahren bereit, etwas aus diesem Traum zu lernen, auf das Argument für den Frieden zu hören, nicht als Traum, sondern als praktische Möglichkeit: etwas, das man wählen und nutzen kann.

Aus diesem kurzen Überblick über die drei Hauptgruppierungen unserer jungen Leute sollte klar hervorgehen, daß diese Generation sich in beträchtlicher Gärung befindet. Selbst die große Gruppe, die sich von der Gesellschaft nicht abgewendet hat, wirft grundlegende Fragen auf, und ihre Rastlosigkeit hilft uns, die Radikalen mit ihren zornigen Protesten und die Hippies mit ihrer systematischen Abkehr zu verstehen.

Wenn die weniger sensiblen Befürworter des Status quo Einwände gegen einige dieser Vorwürfe und Herausforderungen zu machen versuchen, so berufen sie sich meist auf die technischen Wunder, die unsere Gesellschaft vollbracht hat. Das enthüllt jedoch lediglich ihre Armut an Geist. Mammut-Produktionsbetriebe mit Elektronengehirnen, Städte, die die Landschaft verschlingen und die Wolken durchstoßen, Flugzeuge, die beinahe die Zeit selbst überflügeln - sie sind imposant, können aber keine geistige Erleuchtung sein. Nichts in unserer glitzernden Technik vermag den Menschen zu neuen Höhen zu führen, weil materielle Größe zu einem Ziel in sich selbst geworden ist, und wo eine moralische Zielsetzung fehlt, da wird der Mensch kleiner, je größer die Menschenwerke werden.

Eine weitere Fehlleistung der technischen Revolution bestand darin, daß sie, anstatt die Demokratie im eigenen Land zu festigen, mitgeholfen hat, sie inhaltslos zu machen. Ungeheure Industrien und Verwaltungen, verwoben zu einem verwickelten computerisierten Mechanismus, lassen den Menschen draußen. Das Gefühl des Beteiligtseins geht verloren, das Bewußtsein, daß gewöhnliche Sterbliche wichtige Entscheidungen beeinflussen, verschwindet, und der Mensch wird ausgeschieden und abgewertet.

Wenn der einzelne kein echter Teilhaber mehr ist, wenn er kein Verantwortungsgefühl mehr hat seiner Gesellschaft gegenüber, dann verliert die Demokratie ihren Inhalt. Wenn die Kultur degradiert und die Gewöhnlichkeit auf den Thron gesetzt wird, wenn das Gesellschaftssystem nicht Sicherheit schafft, sondern Gefahr, dann ist der einzelne genötigt, sich von einer seelenlosen Gesellschaft abzustoßen. Daraus ergibt sich die Absonderung - vielleicht die wesentlichste und heimtückischste Entwicklung in der Gesellschaft unserer Zeit.

Die Absonderung beschränkt sich nicht auf unsere jungen Leute, aber sie nimmt bei ihnen besonders überhand. Und dabei sollte gerade sie der Jugend fremd sein. Wachsende Größe erfordert Gemeinschaft und Vertrauen. Absonderung ist eine Form von lebendem Tod. Sie ist die Säure der Hoffnungslosigkeit, die die Gesellschaft zersetzt.



Bisher habe ich die tragischen Faktoren in dem Vierteljahrhundert Geschichte betrachtet, das die heutige Jugend durchlebt hat. Gibt es aber auch eine andere Seite? Gibt es in diesem Vierteljahrhundert Kräfte, die den Prozeß der Absonderung rückgängig machen könnten? Wir müssen nun diese fünfundzwanzig Jahre zurückgehen, um nach positiven Bestandteilen zu suchen, die vorhanden waren, wenn auch verhältnismäßig im verborgenen.

Neben der Verherrlichung der Technik gab es stets auch eine Kraft, die sich dafür einsetzte, daß höhere Werte geachtet wurden. Keiner der gegenwärtigen Übelstände kam ohne Widerstand auf, keiner dauerte ohne Opposition an.

In den frühen fünfziger Jahren war es der McCarthyismus, der als Henker mit den Truppen des Kalten Krieges operierte. Jahrelang dezimierte er soziale Organisationen, drosselte die Rede- und Schreibfreiheit und schüchterte nicht nur Radikale und Liberale zu trübem Schweigen ein, sondern auch Männer an hohen und geschützten Stellen. Eine sehr kleine Schar mutiger Leute wehrte sich und bot Ächtung, Verleumdung und Verlust des Einkommens die Stirn. Allmählich aber und unter Schmerzen erwachte dann der demokratische Instinkt Amerikas, und die ideologische rohe Gewalt mußte weichen.

Immerhin hinterließ der McCarthyismus ein Erbe sozialer Lähmung. Die Furcht lebte in den folgenden Jahren weiter, und die Sozialreform blieb gehemmt und defensiv. Anpassung und Verschüchterung herrschten und brachten jung und alt dazu, das Mittelmäßige und Herkömmliche zu preisen. Kritik an der sozialen Ordnung trug den Ruch des Verrates. Der Koreakrieg war zwar unpopulär, wurde jedoch nie den handfesten Kritikern und Massendemonstrationen ausgesetzt, die heute die Opposition gegen den Krieg in Vietnam kennzeichnen.

Diese lähmende Wolke der Furcht wurde von der Negerjugend verjagt. Als sie ihren Kampf in die Straßen trug, wurde ein neuer Geist des Widerstands geboren. Angefeuert durch die Kühnheit und Findigkeit der Neger, erwachte auch die weiße Jugend zur Tat und bildete mit ihnen eine Gemeinschaft, die das Gewissen der Nation aufrüttelte.

Der schöpferische Beitrag der jungen Neger läßt sich kaum hoch genug einschätzen. Sie übernahmen den zuerst in Montgomery/Alabama ausgeübten gewaltlosen Widerstand in Massendimensionen und entwickelten originelle Formen der Anwendung - Sit-ins, Freiheitsritte und Wade-ins. Um das fertigzubringen, verwandelten sie sich zuerst selbst. Junge Neger hatten traditionsgemäß in Kleidung, Benehmen und Denkweise immer die Weißen eines starren Mittelstandsmodells nachgeahmt. Gunnar Myrdal beschrieb sie als übertriebene Amerikaner. Jetzt hörten sie auf zu imitieren und begannen den Ton anzugeben. Die Führung ging in die Hände von Negern über, und deren weiße Verbündete fingen an, von ihnen zu lernen. Das war eine revolutionäre und gesunde Entwicklung für beide Teile. Es ist eine Ironie, daß heute so viele Erzieher und Soziologen nach Methoden suchen, um der Negerjugend Mittelstandswerte als Ideal der sozialen Entwicklung einzureden. Genau in dem Augenblick nämlich, als junge Neger ihre Mittelstandswerte über Bord warfen, leisteten sie einen historischen sozialen Beitrag. Sie gaben diese Werte auf, als sie der Karriere und dem Wohlstand die Nebenrolle zuschoben. Wenn sie fröhlich Zuchthäusler und Unruhestifter wurden, wenn sie ihre Kleidung von Brooks Brothers ablegten und in Overalls schlüpfen, um im abgelegenen ländlichen Süden zu arbeiten, reizten und begeisterten sie die weiße Jugend, es ihnen nachzutun. Viele verließen die Schule, nicht um das Lernen aufzugeben, sondern um es auf direktere Art zu suchen. Sie waren konstruktive Schulschwänzer, eine Sorte, die die Gesellschaft und sich selber stärker machte. Diese jungen Neger und Weißen waren die Vorläufer des Friedenskorp, und man darf ruhig sagen, daß ihre Arbeit die Anregung zu dessen Organisation auf internationaler Ebene gab.

Die gemeinsame Anstrengung, die aus der Gesellschaft für Bürgerrechte entstanden war, trug zu Beginn der sechziger Jahre großartige Früchte für dieses Land. Die Kräfte der Unterdrückung, die seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr ernstlich herausgefordert worden waren, trafen nun auf einen erwachten Gegner. Ein Sturzbach humanistischen Denkens und Handelns fegte durch das Land und errang erst kleine, dann größere

Erfolge. Die Masse der Erwachenden wurde immer breiter, und die Streitfragen schlossen immer mehr soziale Probleme ein. Eine geschlossene Front zuverlässiger junger Aktivisten verwahrte sich dagegen, im verborgenen zu wirken, und ließ das Gefühl für verantwortungsvolle Rebellion Wiederaufleben. So entstand eine Friedensbewegung.

Die Freiheitsbewegung der Neger wäre selbst dann historisch und würdig gewesen, wenn sie nur der Sache der Bürgerrechte gedient hätte. Aber ihre Verdienste sind noch größer, denn sie regte eine umfassendere soziale Bewegung an, die das moralische Niveau des ganzen Volkes hob. Im Kampf gegen die herrschenden Mißstände der Gesellschaft wurden achtbare Werte bewahrt. Überdies lernte eine bedeutende Gruppe junger Leute, daß sie mit dem Widerstand gegen die tyrannischen Kräfte, von denen sie unterdrückt wurden, ihrem Leben eine neue Größe und einen neuen Sinn verliehen. Die schwarze und die weiße Jugend, die als Verbündete harte Sträube mit dem Status quo ausfochten, inspirierten sich gegenseitig mit dem Gefühl einer moralischen Mission, und beide gaben dem Vaterland ein Beispiel von Opfermut und Hingabe.

Diese Jahre - die letzten sechziger Jahre - sind eine überaus kritische Zeit für die Bewegung. In einem bestimmten Sinn kann man sagen, die Bürgerrechts- und Friedensbewegungen seien vorbei, zumindest in ihrer anfänglichen Form, der Protestform, die ihnen die ersten Siege schenkte. In einem bestimmten Sinn ist diese Gemeinschaft verantwortungsbewußter junger Menschen unter dem Druck von Fehlschlägen, Entmutigungen und deren Folgeerscheinungen, Extremismus und Polarisierung, auseinandergefallen. Die Bewegung für soziale Erneuerung ist in eine Zeit der Versuchung zur Hoffnungslosigkeit eingetreten; denn jetzt ist klargeworden, wie tief und systematisch die Mißstände sind, denen sie sich entgegenstellt. Es herrscht eine starke Versuchung, an Programmen und Aktionen zu verzweifeln und Energien in hysterischem Geschwätz zu verschwenden. Es herrscht auch eine Versuchung, sich in Extremistengruppen zu verzetteln, die sich gegenseitig mißtrauen, in denen Schwarze die Mitwirkung von Weißen und Weiße die Realitäten ihrer eigenen Geschichte ablehnen.

Während jedoch die jungen Leute dieser Krise gegenüberstehen, arbeiten führende Köpfe der Bewegung Programme aus, um die sozialen Maßnahmen aus ihrer früheren, heute nicht mehr angemessenen Protestform zu lösen und zu einer neuen Etappe des massiven, aktiven, aber gewaltlosen Widerstandes gegen die Übel des modernen Systems zu führen. Im Fortschreiten dieser Arbeit und dieser Planung gewinnen wir einen überwältigenden Blick dafür, was es für die Welt bedeuten würde, wenn es den neuen Widerstandsprogrammen gelänge, die erwachende Jugend von heute noch umfassender zu vereinigen.

Gewaltloser aktiver Widerstand gegen soziale Übel, der notfalls massiven Ungehorsam miteinschließt, kann die besten Überzeugungen aller drei Gruppen unserer Jugend zu einer neuen Aktionssynthese vereinigen. Von den Hippies kann er die Vision friedlicher Schritte zu einem Friedensziel übernehmen, auch ihren Sinn für das Schöne, Sanfte und für die einzigartigen Geistesgaben jedes Menschen. Von den Radikalen kann er sich das brennende Wissen um die Dringlichkeit, das Erkennen der Notwendigkeit direkten und gemeinsamen Handelns wie auch der Notwendigkeit von Strategie und Organisation zu eigen machen. Und da das im Werden begriffene Programm weder eines der Anarchie noch eines der Aussichtslosigkeit ist, kann es auch die Arbeit und die Einsichten jener jungen Leute einschließen, die unsere gegenwärtige Gesellschaft nicht als Ganzes ablehnen. Sie können die extremeren Gruppen anregen, die neuen Anschauungen und Ziele in die gegenwärtige Geschichte, in die gegenwärtige Gesellschaft zu integrieren. Sie können der Bewegung helfen, das schwankende Rohr nicht zu brechen, den glimmenden Docht der Werte, die in der Gesellschaft bereits anerkannt sind, nicht gewaltsam zu löschen. Und sie können dazu beitragen, daß die Möglichkeit eines ernsthaften Kompromisses offenbleibt. Wenn die frühere Bürgerrechtsbewegung mit der Schaffung eines Friedenskorps internationale Früchte trug, so könnte eine solche neue Gemeinschaft noch sehr viel mehr tun. Schon sprechen unsere besten jungen Arbeiter in den Vereinigten Staaten über die Notwendigkeit, sich in internationalen Dimensionen zu organisieren. Sie fangen an, bewußte Verbindungen mit ihren

Kollegen in anderen Ländern herzustellen. Das Gewissen eines erwachten Aktivisten kann nicht mit der Einsicht in Lokalprobleme zufriedengestellt werden, schon darum nicht, weil er dabei sieht, daß Lokalprobleme stets mit Weltproblemen verkettet sind. Die jungen Männer, die einzusehen beginnen, daß sie sich weigern müssen, ihr Land zu verlassen, um andere zu bekämpfen und zu töten, werden sich vielleicht entschließen, ihr Land wenigstens zeitweise zu verlassen, um ihr Leben mit andern zu teilen. Was für eine Struktur dieses wachsende Weltgewissen dereinst für sich selber finden könnte, das zeigt sich freilich bisher noch nicht einmal im Umriß. Aber vor einem Dutzend Jahren gab es auch für die Bürgerrechtsbewegung der Neger in ihrer ersten Phase noch nicht einmal einen Umriß. Der Geist ist jetzt wach; die Strukturen werden folgen. Vielleicht werden die strukturellen Formen aus anderen Ländern stammen, aus einer anderen Erfahrung, mit der Geschichte fertig zu werden.

Doch wir haben nicht viel Zeit. Der Geist des Umsturzes ist bereits weltweit. Wenn der Zorn der Völker der Welt über die Ungerechtigkeit der Dinge in eine Revolution der Liebe und des schöpferischen Wesens geleitet werden soll, müssen wir uns jetzt unverzüglich an die Arbeit machen mit allen Völkern, um eine Welt zu gestalten.

# Gewaltlosigkeit und soziale Neuerung

Es ist nichts einzuwenden gegen ein Verkehrsgesetz, das dir sagt, daß du bei rotem Licht anhalten mußt. Aber wenn ein Brand wütet, überfährt die Feuerwehr ohne Zögern das rote Licht, und der normale Verkehr tut gut daran, auszuweichen. Oder wenn ein Mensch am Verbluten ist, rast der Krankenwagen mit Höchstgeschwindigkeit an den roten Lichtern vorbei.

Jetzt wütet ein Brand für die Neger und die Armen dieser Gesellschaft. Sie leben in tragischen Verhältnissen, und zwar wegen der schrecklichen wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten, die sie als *underclass*, wie die Soziologen das heute nennen, eingesperrt halten. Enterbte Menschen in der ganzen Welt verbluten an tiefen sozialen und wirtschaftlichen Wunden. Sie benötigen ganze Brigaden von Ambulanzfahrern, die die Stopplichter des gegenwärtigen Systems werden überfahren müssen, bis die Notlage behoben ist.

Massen-Ungehorsam ist eine Strategie für soziale Neuerung, die mindestens so nachdrücklich wirkt wie ein Krankenwagen mit heulender Sirene. In den vergangenen zehn Jahren hat der gewaltlose Ungehorsam ein schönes Stück Geschichte gemacht, besonders in den Südstaaten. Als wir in der Christlichen Führerkonferenz des Südens 1963 nach Birmingham/Alabama gingen, hatten wir beschlossen, für integrierte öffentliche Einrichtungen in Aktion zu treten. Wir wußten dabei, daß die Bürgerrechtskommission eindringliche Schriftstücke aufgesetzt hatte, die nach Neuerungen, nach den von uns verlangten Rechten riefen. Aber niemand unternahm etwas mit dem Kommissionsbericht. Nichts wurde getan, bis wir uns mit Nachdruck an diese Veröffentlichungen zu halten begannen und vor dem Gerichtshof der Weltmeinung die dringende Notwendigkeit einer Änderung demonstrierten. Mit dem Wahlrecht war es dasselbe. Die Bürgerrechtskommission hatte, drei Jahre bevor wir nach Selma zogen, die Änderungen, für die wir zu marschieren begannen, bereits befürwortet, aber nichts geschah, bis wir 1965 eine Krise heraufbeschworen, die die Nation nicht mehr ignorieren konnte. Ohne Gewalt warfen wir das System, den Lebensstil, erst von Birmingham und dann von Selma, mit ihren ungerechten und verfassungswidrigen

Gesetzen völlig über den Haufen. Unser Birmingham-Feldzug gelangte zu seinem dramatischen Höhepunkt, als rund 3500 Demonstranten praktisch jede Gefängniszelle der Stadt und ihrer Umgebung füllten und etwa 4000 unbeirrt weitermarschierten und gewaltlos demonstrierten. Da wußte man in der Stadt klipp und klar, daß Birmingham so lange nicht mehr funktionieren konnte, bis die Forderungen der Negergemeinde erfüllt waren. Eine gleiche dramatische Krise wurde zwei Jahre später in Selma geschaffen. Das Ergebnis auf nationaler Ebene waren die Bürgerrechtsvorlage und das Wahlrechtsgesetz, als Präsident und Kongreß auf das Drama und die durch sorgfältig geplante Demonstrationen geschaffene schöpferische Spannung reagierten. Natürlich hat sich inzwischen herausgestellt, daß neue Gesetze nicht genügen. Die Notlage, der wir heute gegenüberstehen, ist wirtschaftlicher Natur, und es ist eine verzweifelte und immer schlimmer werdende Notlage. Für die 35 Millionen Armen in Amerika - von den Armen in den andern Ländern wollen wir im Augenblick nicht reden - liegt etwas wie Erwürgtwerden in der Luft. Es ist in unserer Gesellschaft psychologischer Mord, einem Menschen seine Arbeit oder sein Einkommen vorzuenthalten. Man sagt ihm dabei im Grunde nichts anderes als er habe kein Recht zu existieren. Man nimmt ihm in Wirklichkeit das Leben, die Freiheit und das Streben nach dem Glück, indem man in seinem Fall das eigentliche Credo der Gesellschaft leugnet. Heute werden Millionen von Menschen auf diese Art abgewürgt. Das Problem ist von internationaler Reichweite. Und es wird immer schlimmer, je mehr der Graben zwischen den Armen und der Wohlstandsgesellschaft sich verbreitert.

Die Frage, an der sich gegenwärtig die Geister scheiden, welche diese Situation radikal ändern wollen, lautet: Kann ein Programm der Gewaltlosigkeit - selbst wenn es Massen-Ungehorsam ins Auge faßt - realistischerweise erwarten, mit einem so ungeheuren, eingefleischten Übel fertig zu werden?

Wird, vor allen Dingen, Gewaltlosigkeit nach dem Sommer 1967 psychologisch noch wirksam sein? Viele sind der Meinung, die Gewaltlosigkeit als Strategie für soziale Neuerung sei in den Flammen der städtischen Unruhen der letzten zwei Jahre



eingeäschert worden. Sie sagen uns, die Neger hätten erst jetzt angefangen, ihr wahres Menschentum in der Gewalttätigkeit zu finden, und die Ausschreitungen bewiesen nicht nur, daß die Neger die Weißen hassen, sondern daß sie sie aus innerem Zwang vernichten müssen.

Diese blutrünstige Auslegung übersieht einen der auffälligsten Züge der Ausschreitungen in den Städten. Gewalttätig waren diese gewiß. Doch war die Gewalttätigkeit in einem verblüffenden Ausmaß gegen Sachen und nicht gegen Menschen gerichtet. Es gab sehr wenige Fälle von Körperverletzung, und die überwiegende Mehrheit der Aufrührer war überhaupt nicht in Tätlichkeiten gegen Menschen verwickelt. Der vielpropagierte ›Blutzoll‹, der die Krawalle kennzeichnete, und die vielen Verletzungen wurden vorwiegend durch die Soldaten den Aufrührern zugefügt. Es steht fest, daß die Ausschreitungen durch Polizeiaktionen verschlimmert wurden, die darauf angelegt waren, Menschen zu verletzen oder gar zu töten. Was das Schießen aus dem Hinterhalt anlangt, so meldet kein einziger Bericht über die Unruhen, daß mehr als ein oder zwei Dutzend Leute in Schießereien verwickelt waren. Aus den Tatsachen ergibt sich ein klares Bild: Eine Handvoll Neger benützte Schußwaffen, und zwar hauptsächlich zum Einschüchtern, nicht zum Töten, alle andern aber hatten eine andere Zielscheibe: den Besitz.

Ich bin mir bewußt, daß viele bei einer Unterscheidung zwischen Eigentum und Person erschrecken - für sie ist beides sakrosankt. Meine Ansichten sind nicht so streng. Ein Leben ist heilig. Eigentum ist dazu da, dem Leben zu dienen, und so sehr wir es auch mit Rechten und Respekt umgeben, hat es doch kein persönliches Leben. Es ist ein Teil der Erde, auf der der Mensch wandelt; es ist nicht der Mensch.

Die Konzentration auf Eigentum in den Unruhen von 1967 ist nicht zufällig. Sie hat eine Botschaft, sie sagt etwas aus.

Wenn Feindseligkeit gegen Weiße jemals das Verhalten eines Negers bestimmen und mörderische Formen annehmen könnte, dann sicherlich während eines solchen Krawalls. Aber diese seltene Gelegenheit, den Blutdurst zu stillen, wurde in Brandstiftung sublimiert oder in eine Art stürmischen Karneval

von Gratis-Warenverteilung abgeboten. Warum vermieden die Randalierer persönliche Angriffe? Die Erklärung kann nicht in der Furcht vor Strafe liegen, denn die körperlichen Risiken, die man bei Sachbeschädigung einging, waren nicht weniger hoch als bei Überfällen auf Personen. Das Militär behandelte selbst leichten Diebstahl als gleichbedeutend mit Mord.

Warum aber waren die Aufständischen so gewalttätig gegen Sachwerte? Weil Eigentum die weiße Machtstruktur verkörpert, gegen die sie vorgehen und die sie zerstören wollen. Ein merkwürdiger Beweis für den symbolischen Aspekt der Plünderungen bei vielen, die sich daran beteiligten, ist die Tatsache, daß die Polizei nach den Unruhen jeweils Hunderte von Anrufen von Negern bekam, die die weggenommenen Waren zurückgeben wollten. Jene Leute suchten das Erlebnis des Nehmens, der Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts der Macht, dargestellt durch das Eigentum. Nachher war der Besitz nicht mehr wichtig.

Eine tiefere Stufe der Feindseligkeit kam in den Brandstiftungen zum Ausdruck, die viel gefährlicher waren als die Plünderungen. Aber auch sie waren eine Demonstration und eine Warnung. Sie richteten sich gegen Symbole der Ausbeutung und sollten die Stärke des Zornes in der Negergemeinde ausdrücken.

Was bedeuten diese Beschränkungen in den Sommerunruhen für unsere künftige Strategie?

Wenn sich ein Kern von Gewaltlosigkeit, der Gewaltlosigkeit gegenüber Menschen, sogar in den Unruhen, in denen die Gefühle doch zum Ausbruch kamen, finden läßt, so heißt das, daß die Gewaltlosigkeit als eine Macht im Leben der Neger für die Zukunft nicht abgeschrieben werden sollte. Viele Leute glauben, der städtische Neger sei allzu aufgebracht und allzu zivilisiert, um ohne Gewalt auszukommen. Sie versuchen die gewaltlosen Märsche im Süden als Prozessionen frommer älterer Damen hinzustellen. Tatsache ist, daß bei allen Märschen, die wir organisiert haben, einige Elemente mit ausgesprochen gewalttätigen Tendenzen dabei waren. Es war für uns eine Routine, in unseren eigenen Reihen jeweils vor den Märschen Hunderte von Messern einzusammeln, für alle Fälle. Und in

Chicago erlebten wir letztes Jahr, wie ein paar äußerst gewalttätige Individuen sich der gewaltlosen Disziplin willig unterwarfen. Tag um Tag ging ich während dieser Chicagoer Märsche durch unsere Reihen, und nie sah ich jemanden tätlich werden. Es gab eine Menge Provokationen, nicht nur die schreienden weißen Rowdies, die die Straßen säumten, sondern auch Gruppen von militanten Negern, die über Guerillakriegführung diskutierten. Wir hatten ein paar Bandenführer und -mitglieder unter uns. Ich erinnere mich, wie ich mit den Blackstone Rangers zusammen marschierte, während Flaschen vom Straßenrand geflogen kamen, und ich sah, wie ihre Nasenbeine gebrochen wurden und Blut aus ihren Wunden floß; und ich sah, wie sie weitermarschierten und nicht mit Gewalt zurückschlugen, nicht einer von ihnen. Ich bin überzeugt, daß sogar äußerst gewalttätige Naturen durch gewaltlose Disziplin gelenkt werden können, wenn die Bewegung sich wirklich bewegt, wenn die Leute konstruktiv handeln und über einen wirkungsvollen Kanal ihrem sehr berechtigten Zorn Luft machen können.

Aber wird die Gewaltlosigkeit, selbst wenn sie psychologisch für die Protestierenden, die eine Änderung herbeiführen wollen, richtig ist, gegen eine Regierung und einen Status quo, die sich bisher den Forderungen dieses Sommers mit der Begründung »wir dürfen die Aufrührer nicht belohnen« widersetzen, strategisch wirksam sein? Weit davon entfernt, die Aufrührer zu belohnen, weit davon entfernt, ihren gerechten und dringenden Forderungen auch nur Gehör zu schenken, hat die Verwaltung ihre Verantwortung für die Ursachen der Aufstände einfach ignoriert und dafür deren negative Seiten zum Vorwand genommen, um ihre andauernde Untätigkeit hinsichtlich der zugrunde liegenden Probleme zu rechtfertigen. Die einzige konkrete Reaktion der Verwaltung war, daß sie eine Studie in die Wege leitete und nach einem Gebetstag rief. Als Pfarrer nehme ich das Gebet zu ernst, als daß es als Vorwand benutzt werden dürfte, um sich um Arbeit und Verantwortung zu drücken. Wenn eine Regierung über mehr Wohlstand und Macht verfügt als je zuvor in der Geschichte und dann nicht mehr als *das* bietet, dann ist sie mehr als nur blind, dann ist sie provokativ. Es ist widersinnig, aber

man muß es gerechterweise sagen, daß der Negerterror weniger an den Straßenecken der Negerviertel als in den Kongreßhallen angestiftet wird.

Damit wollte ich nur zeigen, daß Gewaltlosigkeit zwar erfolgreich sein wird, aber erst dann, wenn sie die Massendimensionen, die disziplinierte Planung und die intensive Hingabe einer anhaltenden, unmittelbar wirkenden Bewegung zivilen Ungehorsams von nationalem Umfang erreicht.

Die Enteigneten dieses Landes - die Armen, Weiße wie Neger - leben in einer grausam ungerechten Gesellschaft. Sie müssen einen Aufstand gegen diese Ungerechtigkeit organisieren, und zwar nicht gegen das Leben der Menschen, die ihre Mitbürger sind, sondern gegen die Strukturen, hinsichtlich derer die Gesellschaft sich weigert, Maßnahmen zu ergreifen, die verlangt worden und die auch möglich sind, um die Last der Armut zu beseitigen.

Der einzig wahre Revolutionär, heißt es, ist einer, der nichts zu verlieren hat. Es gibt Millionen armer Leute in diesem Land, die sehr wenig oder überhaupt nichts zu verlieren haben. Wenn man sie dazu bringen kann, gemeinsam zu handeln, dann werden sie es mit einer Freiheit und mit einer Macht tun, die in dem selbstzufriedenen Leben unseres Landes eine ganz neue und beunruhigende Kraft darstellen wird. Im neuen Jahr werden wir damit anfangen, daß wir 3000 der ärmsten Bürger aus zehn verschiedenen städtischen und ländlichen Gebieten rekrutieren, um eine lang anhaltende, massive, direkt wirkende Bewegung in Washington einzuleiten und durchzuführen. Wer sich dazu entschließt, zu diesen anfänglichen 3000, dieser gewaltlosen Armee, dieser ›Freiheitskirche‹ der Armen zu gehören, wird drei Monate lang mit uns zusammenarbeiten, um gewaltlose Aktionsmethoden auszudenken. Dann werden wir uns auf den Weg nach Washington machen, fest entschlossen, dort zu bleiben, bis die legislativen wie die exekutiven Körperschaften unserer Regierung ernsthafte und geeignete Schritte in bezug auf Arbeitsplätze und Einkommen unternehmen. Eine Abordnung armer Leute kann mit einer sorgfältig und gemeinsam vorbereiteten Liste von Forderungen in das Büro eines hohen Beamten gehen.

(Wenn man arm ist, wenn man sowieso arbeitslos ist, kann man sich sicherlich leicht entschließen, so lange in Washington zu bleiben, wie es erforderlich ist.) Und wenn dieser Beamte sagt: »Aber das müßte erst vom Kongreß gutgeheißen werden« oder: »Aber darüber müßte man den Präsidenten konsultieren«, dann könnt ihr antworten: »Also gut, wir wollen warten.« Und ihr könnt euch in seinem Büro so lange niederlassen, wie es nötig ist. Wenn ihr, sagen wir, aus dem ländlichen Mississippi kommt und noch nie ärztlich betreut worden seid, und eure Kinder sind unterernährt und ungesund, dann könnt ihr diese Kleinen in die Krankenhäuser von Washington bringen und bei ihnen bleiben, bis die Mediziner das Notwendige getan haben, und wenn ihr diesem Land eure Kinder so zeigt, bietet ihr ihm einen Anblick, der es veranlassen wird, in seinem geschäftigen Treiben einen Augenblick innezuhalten und ernsthaft darüber nachzudenken, was es getan hat. Die vielen Menschen aus allen möglichen Kreisen des staatlichen Lebens, die kommen werden, um sich diesen 3000 anzuschließen, werden eine unterstützende Rolle spielen, indem sie sich entschließen, eine Zeitlang mit den Armen arm zu sein, die um ihr Recht auf Arbeitsplätze oder regelmäßiges Einkommen bitten - Arbeitsplätze, Einkommen, Niederreißen der Slums und Aufbau neuer Wohnviertel an deren Stelle durch die Einwohner selbst: alles in allem ein neues Wirtschaftssystem für die Armen.

Warum wir in Washington kampieren wollen, um diese Dinge zu verlangen? Weil nur der Kongreß und die Verwaltung beschließen können, die Milliarden Dollars, die wir für einen richtigen Krieg gegen die Armut benötigen, aufzuwenden. Wir brauchen nicht ein neues Gesetz, sondern ein massives neues staatliches Programm. Dieser Kongreß hat nichts getan, um solchen Maßnahmen durchzuhelfen, aber sehr viel, um sie zu verhindern. Warum sollte der Kongreß sich auch um unsere sterbenden Städte kümmern? Er wird immer noch von hochgestellten Vertretern des ländlichen Südens beherrscht, die sich immer noch mit fortschrittsfeindlichen Männern aus den Nordstaaten zu einer hemmenden Koalition zusammenschließen, um zu verhindern, daß öffentliche Gelder dorthin gelangen, wo

sie sozial benötigt werden. Wir durchbrachen diese Koalition 1963 und 1964, als die Bürgerrechts- und Wahlrechtsgesetze verabschiedet wurden. Wir müssen sie durch die Größe und Kraft unserer Bewegung neuerdings durchbrechen, und der beste Ort dafür ist vor den Augen und in den Gebäuden eben dieser Kongreßleute. Die Menschen dieses Landes, wenn auch nicht die Kongreßleute, sind bereit zu einem entschiedenen Angriff auf Slums und Arbeitslosigkeit, wie zwei Umfragen von Lou Harris kürzlich ergeben haben. Darum müssen wir auch den Kongreß bereitmachen, etwas für die Notlage der Armen zu unternehmen. Wir werden die Gesetzgeber, die Verwaltungsbeamten und alle andern Machtausübenden so lange puffen und belästigen, bis sie das unbedingt Erforderliche in Angriff nehmen.

Ich sagte bereits, daß das Problem, die Krise, der wir gegenüberstehen, von internationaler Reichweite ist. Tatsächlich ist sie untrennbar mit einem internationalen Notstand verbunden, der die Armen, die Enteigneten und Ausgebeuteten der ganzen Welt trifft.

Kann ein gewaltloser Direkteinsatz auf internationaler Ebene gemacht werden, um wirtschaftliche und politische Probleme anzugehen? Ich glaube ja. Mir erscheint es klar, daß der nächste Schritt international sein muß. Nationale Bewegungen innerhalb der entwickelten Länder - Kräfte, die sich auf London oder Paris oder Washington oder Ottawa konzentrieren - müssen bewirken, daß es für ihre Regierungen durchführbar wird, jene Art massiver Hilfeleistung zu unternehmen, die die unterentwickelten Länder nötig haben, wenn sie sich aus den Ketten der Armut befreien sollen. Wir im Westen müssen uns vor Augen halten, daß die armen Länder vor allem deshalb arm sind, weil wir sie durch politischen oder wirtschaftlichen Kolonialismus ausgebeutet haben. Besonders die Amerikaner müssen ihre Nation dazu bringen, daß sie von ihrem modernen wirtschaftlichen Imperialismus abgeht.

Aber die Bewegungen in unseren Ländern allein werden nicht genügen. In Lateinamerika zum Beispiel sind nationale Reformbewegungen an gewaltlosen Methoden fast verzweifelt; viele junge Menschen, sogar viele Geistliche, haben sich den

Guerillagruppen in den Bergen angeschlossen. So viele der Probleme Lateinamerikas haben ihre Wurzeln in den Vereinigten Staaten, daß wir eine feste, geeinte Bewegung bilden müssen, gewaltlos konzipiert und durchgeführt, so daß von beiden Seiten des Problems zugleich ein Druck auf die betreffenden Machtstrukturen des Kapitals und der Regierung ausgeübt werden kann. Ich glaube, das wäre die einzige Hoffnung auf eine friedliche Lösung im heutigen Lateinamerika; und eine der mächtigsten Ausdrucksformen der Gewaltlosigkeit dürfte aus jener internationalen Verbindung sozial bewußter Kräfte erstehen, die außerhalb der Regierungssysteme tätig ist.

Selbst zähe Probleme wie die südafrikanische Regierung und ihre Rassenpolitik könnten auf dieser Basis aufgegriffen werden. Wenn nur zwei Länder, Großbritannien und die Vereinigten Staaten, dazu überredet werden könnten, alle wirtschaftlichen Beziehungen mit der südafrikanischen Regierung abubrechen, vermöchten sie diese Regierung in verhältnismäßig kurzer Zeit auf die Knie zu zwingen. Theoretisch könnten die britische und amerikanische Regierung diesen Entschluß fassen; fast jede Körperschaft in beiden Staaten hat wirtschaftliche Verbindungen zu ihrer eigenen Regierung, deren Verlust sie sich nicht leisten kann. Praktisch würde allerdings ein solcher Entscheid eine so bedeutende Neuordnung der Prioritäten darstellen, daß man nicht erwarten dürfte, irgendeine Bewegung könnte es in ein oder zwei Jahren schaffen. In der Tat, obwohl es auf der Hand liegt, daß gewaltlose Bewegungen für soziale Neuerung sich internationalisieren müssen wegen des Ineinandergreifens der Probleme, denen sie alle gegenüberstehen, und weil diese Probleme andernfalls einen Krieg heraufbeschwören werden, haben wir gerade erst angefangen, die Methoden und die Strategie, ja selbst die Grundlagen auszuarbeiten, um unsere Bewegung für soziale Gerechtigkeit weltweit zu machen.

In einer Welt, die dem Aufstand zerlumpter und hungriger Massen von Kindern Gottes entgegenblickt, in einer Welt, die in der Spannung zwischen Ost und West, zwischen Weiß und Farbig, zwischen Individualisten und Kollektivistern zerrissen wird, in einer Welt, deren kulturelle und geistige Macht so weit hinter

ihren technischen Fähigkeiten nachhinkt, daß wir jeden Tag am Abgrund nuklearer Gesamtvernichtung leben, in dieser Welt ist Gewaltlosigkeit kein Gegenstand theoretischer Untersuchungen mehr, sondern ein Gebot zu handeln.



# Eine Weihnachtspredigt über den Frieden

## *Friede auf Erden ...*

Diese Weihnachtszeit findet uns als ein ziemlich ratloses Menschengeschlecht. Wir haben weder Frieden in uns noch Frieden um uns. Überall quälen lähmende Ängste die Menschen bei Tag und verfolgen sie bei Nacht. Unsere Welt ist krank an Krieg. Wohin wir uns immer wenden, sehen wir seine verhängnisvollen Möglichkeiten. Und doch, meine Freunde, kann die Weihnachtshoffnung auf Frieden und guten Willen unter allen Menschen nicht länger als eine Art frommer Traum von einigen Schwärmern abgetan werden. Wenn wir in dieser Welt nicht guten Willens gegen die Menschen sind, werden wir uns durch den Mißbrauch unserer eigenen Werkzeuge und unserer eigenen Macht selbst vernichten. Klugheit aus Erfahrung sollte uns sagen, daß der Krieg etwas Überholtes ist. Es mag Zeiten gegeben haben, da der Krieg als ein negatives Gutes diente, indem er die Ausbreitung und das Wachstum einer bösen Macht verhinderte, aber die äußerst zerstörende Gewalt moderner Waffen schließt an sich schon die Möglichkeit aus, daß der Krieg heute noch als negatives Gutes dienen könnte. Wenn wir also voraussetzen, daß das Leben lebenswert ist, wenn wir voraussetzen, daß die Menschheit ein Recht darauf hat, zu überleben, dann müssen wir eine Alternative zum Krieg finden - so laßt uns denn an diesem Morgen die Bedingungen für den Frieden erforschen. Laßt uns an diesem Morgen aufs neue über die Bedeutung jener Weihnachtshoffnung nachdenken: »Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.« Und wenn wir diese Bedingungen erforschen, möchte ich vorschlagen, daß die modernen Menschen wirklich alle hingehen und die Bedeutung der Gewaltlosigkeit, ihrer Philosophie und ihrer Strategie studieren.

Wir haben die Bedeutung der Gewaltlosigkeit in unserem Kampf um Rassengerechtigkeit in den Vereinigten Staaten erprobt, nun aber ist für die Menschen die Zeit gekommen, die Gewaltlosigkeit in allen Bereichen menschlicher Konflikte zu erproben, und das bedeutet Gewaltlosigkeit auf internationaler Ebene.

Zuerst möchte ich einmal sagen, daß unsere Zusammengehörigkeitsgefühle, wenn wir den Frieden auf Erden haben wollen, mehr ökumenisch als partikularistisch werden sollten. Sie müssen über unsere Rasse, unsere Sippe, unseren Stand und unser Vaterland hinausdringen, und das bedeutet, daß wir eine Weltperspektive entwickeln müssen. Kein einzelner kann allein leben; kein Land kann allein leben, und je länger wir es versuchen, desto mehr werden wir in dieser Welt Krieg haben. Jetzt ist das Gericht Gottes über uns, und wir müssen entweder lernen, als Brüder miteinander zu leben, oder wir werden alle zusammen als Narren zugrunde gehen.

Ja, als Nationen wie als einzelne hängen wir voneinander ab. Ich habe euch schon früher von unserem Besuch in Indien vor einigen Jahren erzählt. Es war ein großartiges Erlebnis, aber heute morgen will ich euch sagen, daß es dabei niederdrückende Momente gab. Wie kann jemand nicht niedergedrückt sein, wenn er mit eigenen Augen die Beweise dafür sieht, daß Millionen von Menschen hungrig schlafen gehen? Wie kann jemand nicht niedergedrückt sein, wenn er mit eigenen Augen Tausende von Menschen nachts auf den Gehsteigen schlafen sieht? Mehr als eine Million Menschen schläft jede Nacht auf den Gehsteigen von Bombay; mehr als eine halbe Million schläft jede Nacht auf den Gehsteigen von Kalkutta. Sie haben keine Häuser, in die sie gehen könnten. Sie haben keine Betten, in denen sie schlafen könnten. Als ich diese Verhältnisse sah, schrie etwas in mir: »Können wir in Amerika untätig danebenstehen und nicht davon betroffen sein?« Und es kam eine Antwort: »O nein!« Und ich begann darüber nachzudenken, daß wir gerade hier in unserem Land jeden Tag Millionen von Dollars ausgeben, um überschüssige Nahrungsmittel zu lagern; und ich sagte mir: »Ich weiß, wo wir diese Nahrungsmittel gebührenfrei lagern können - in den eingeschrumpften Mägen der Millionen von Kindern Gottes in Asien, Afrika, Lateinamerika und selbst in unserem eigenen Land.«

Es läuft wirklich auf das hinaus: daß alles Leben miteinander in Wechselbeziehung steht. Wir sind alle in einem unentrinnbaren Netz der Gegenseitigkeit gefangen, in eine einzige Hülle des

Schicksals gebunden. Was immer einen direkt betrifft, betrifft indirekt alle. Wir sind dafür geschaffen, zusammenzuleben, das liegt an der ineinandergreifenden Struktur der Wirklichkeit. Hast du dir je darüber Gedanken gemacht, daß du des Morgens nicht zur Arbeit gehen kannst, ohne vom größten Teil der Welt abhängig zu sein? Du stehst morgens auf und gehst ins Badezimmer und greifst nach dem Schwamm, und er wird dir von einem Inselbewohner aus dem Pazifik gereicht. Du greifst nach einem Stück Seife, und du empfängst sie aus den Händen eines Franzosen. Und dann gehst du in die Küche, um deinen Morgenkaffee zu trinken, und den schenkt dir ein Südamerikaner ein. Und vielleicht willst du Tee: den schenkt dir ein Chinese ein. Oder vielleicht hast du gern Kakao zum Frühstück, und den schenkt dir ein Westafrikaner ein. Und dann streckst du die Hand nach deinem Toast aus - und der kommt aus den Händen eines englischsprechenden Farmers, vom Bäcker nicht zu reden. Und ehe du am Morgen dein Frühstück fertiggegessen hast, bist du schon von mehr als der halben Welt abhängig gewesen. So ist unser Universum gefügt, das ist sein auf Wechselbeziehungen beruhendes Wesen. Wir werden keinen Frieden auf Erden haben, ehe wir nicht diese gegenseitige Abhängigkeit alles Seins begreifen.

Zum zweiten laßt mich nun sagen, daß, wenn wir den Frieden in der Welt haben sollen, Menschen und Völker gewaltlos dazu stehen müssen, daß Zwecke und Mittel übereinzustimmen haben. Eine der großen philosophischen Debatten der Geschichte ging um die ganze Frage von Zwecken und Mitteln. Und schon immer gab es Leute, die behaupteten, der Zweck heilige die Mittel, die Mittel seien wirklich nicht wichtig. Wichtig ist, zum Ziel zu gelangen, nicht wahr?

Wenn ihr also eine gerechte Gesellschaft zu entwickeln sucht, sagen sie, dann ist die Hauptsache, daß ihr das erreicht, und die Mittel sind gänzlich unwichtig; jedes Mittel ist recht, wenn es euch nur ans Ziel bringt - es können gewalttätige, es können unwahre Mittel sein; es dürfen sogar unrechte Mittel zu einem gerechten Zweck sein. Leute, die das behaupteten, gab es durch die ganze Geschichte hindurch. Aber wir werden niemals Frieden in der Welt haben, bevor die Menschen überall anerkennen, daß

Mittel und Zweck nicht voneinander zu trennen sind; denn die Mittel verkörpern das Ideal im Werden, das Ziel im Entstehen, und schließlich kann man gute Zwecke nicht durch böse Mittel erreichen, weil die Mittel den Samen und der Zweck den Baum darstellen.

Es ist sehr merkwürdig, daß alle großen militärischen Genies der Welt vom Frieden gesprochen haben. Die Eroberer der alten Zeit, die mordend hinter dem Frieden herjagten, Alexander, Julius Caesar, Karl der Große und Napoleon, waren sich alle darin gleich, daß sie eine friedliche Weltordnung suchten. Wenn ihr *Mein Kampf* genau genug lest, werdet ihr entdecken, daß Hitler behauptete, alles, was er in Deutschland tat, sei für den Frieden gewesen. Und die Führer der heutigen Welt sprechen redselig vom Frieden. Jedesmal, wenn wir unsere Bomben in Nordvietnam fallen lassen, spricht Präsident Johnson redselig vom Frieden. Worum geht es? Sie sprechen vom Frieden als einem fernen Ziel, einem Zweck, dem wir nachjagen, aber eines Tages werden wir einsehen müssen, daß der Frieden nicht bloß ein fernes Ziel ist, das wir suchen, sondern daß er ein Mittel ist, durch das wir zu jenem Ziel gelangen. Wir müssen friedliche Zwecke mit friedlichen Mitteln verfolgen. All das will heißen, daß Mittel und Zwecke übereinstimmen müssen, weil das Ziel in den Mitteln bereits vor-vorhanden ist, und destruktive Mittel können keine konstruktiven Ziele herbeiführen.

Und nun laßt euch sagen, daß das nächste, um das wir uns bemühen müssen, wenn wir Frieden auf Erden für alle Menschen guten Willens haben wollen, die gewaltlose Übereinkunft über die Heiligkeit alles menschlichen Lebens ist. Jeder Mensch ist jemand, denn er ist ein Kind Gottes. Und wenn wir sagen »Du sollst nicht töten«, sagen wir damit wirklich, daß das Menschenleben zu heilig ist, als daß es einem auf den Schlachtfeldern der Welt genommen werden dürfte. Der Mensch ist mehr als eine winzige Laune wirbelnder Elektronen oder ein Rauchfetzen von einem grenzenlosen schwelenden Feuer. Der Mensch ist ein Kind Gottes, nach seinem Bild erschaffen, und muß daher als solches geachtet werden. Bevor die Menschen überall das nicht einsehen, bevor die Völker überall das nicht einsehen, werden wir Kriege

austragen. Eines Tages sollte uns jemand daran erinnern, daß, obwohl es politische und ideologische Unterschiede zwischen uns geben mag, die Vietnamesen unsere Brüder sind, die Russen unsere Brüder sind, die Chinesen unsere Brüder sind; und eines Tages müssen wir uns gemeinsam an den Tisch der Brüderlichkeit setzen. Aber in Christo gibt es weder Juden noch Heiden. In Christo gibt es weder Männer noch Frauen. In Christo gibt es weder Kommunisten noch Kapitalisten. In Christo gibt es weder irgendwie Gebundene noch Freie. Wir sind alle eins in Jesus Christus. Und wenn wir wahrhaft an die Heiligkeit der menschlichen Persönlichkeit glauben, dann werden wir keine Menschen ausbeuten, dann werden wir keine Menschen mit den eisernen Tritten der Unterdrückung zertrampeln, dann werden wir niemanden töten.

Es gibt im griechischen Neuen Testament drei Wörter für ›Liebe‹; das eine ist das Wort *eros*. Eros ist eine Art ästhetischer, romantischer Liebe. Plato redete in seinen Gesprächen viel davon, von der Sehnsucht der Seele nach dem Reich des Göttlichen. Und es ist etwas Schönes um *eros*, kann es immer sein, auch in seinen romanhaften Äußerungen. Einige der schönsten Liebesgeschichten der Welt handeln davon.

Dann spricht die griechische Sprache von *philia*, was ein weiteres Wort für Liebe ist, und *philia* ist eine Art intimer Liebe zwischen befreundeten Menschen. Das ist die Art von Liebe, die man für Menschen empfindet, mit denen man gut auskommt; und die, welche man auf dieser Ebene liebt, liebt man, weil man wiedergeliebt wird.

Dann hat die griechische Sprache noch ein Wort für Liebe, und das ist das Wort *agape*. *Agape* ist mehr als romantische Liebe, es ist mehr als Freundschaft. *Agape* ist verstehendes, schöpferisches, erlösendes Wohlwollen gegenüber allen Menschen.

*Agape* ist überströmende Liebe, die nichts für sich selber will. Theologen würden sagen, es sei die Liebe Gottes, die im Menschenherzen wirke. Wenn man sich zur Liebe auf dieser Ebene erhebt, dann liebt man alle Menschen, nicht weil man sie gern hat, nicht weil ihre Art einem gefällt, sondern man liebt sie, weil Gott sie liebt. Das ist es, was Jesus meinte, als er sagte: »Liebet eure

Feinde.« Und ich bin glücklich, daß er nicht sagte: »Habt eure Feinde gern«, denn es gibt einige Leute, die gern zu haben mir recht schwerfiele. Gernhaben ist eine herzliche Gefühlsregung, und ich kann einen nicht gern haben, der mein Heim bombardiert. Ich kann einen nicht gern haben, der mich ausbeutet. Ich kann einen nicht gern haben, der mich mit Ungerechtigkeit zertrampelt. Ich kann sie nicht gern haben. Ich kann einen nicht gern haben, der mich tagein, tagaus umzubringen droht. Aber Jesus erinnert uns daran, daß Liebe mehr ist als Gernhaben. Liebe ist verstehendes, schöpferisches, erlösendes Wohlwollen gegenüber allen Menschen. Und ich glaube, an diesem Punkt stehen wir als Volk in unserem Kampf um Rassengerechtigkeit. Wir können niemals aufgeben. Wir müssen leidenschaftlich und unnachgiebig für die staatsbürgerliche Vollberechtigung arbeiten. Wir dürfen nie in unserer Entschlossenheit nachlassen, jeden Überrest von Rassentrennung und Diskriminierung in unserem Land zu beseitigen, aber wir sollen während des ganzen Vorganges nie auf unser Vorrecht zu lieben verzichten.

Ich habe zuviel Haß gesehen, als daß ich selber hassen möchte, und ich habe Haß in den Gesichtern zu vieler Sheriffs, zu vieler weißer Stadträte und zu vieler Ku-Klux-Klan-Leute im Süden gesehen, als daß ich selber hassen möchte; und jedesmal, wenn ich ihn sehe, sage ich mir, Haß ist eine zu große Last, als daß man sie tragen könnte. Irgendwie müssen wir imstande sein, vor unsere erbittertsten Gegner hinzutreten und zu sagen: »Wir werden eure Fähigkeit, uns Leid zuzufügen, durch unsere Fähigkeit, Leid zu ertragen, wettmachen. Wir werden eurer physischen Kraft mit Seelenkraft begegnen. Tut uns an, was ihr wollt, wir wollen euch trotzdem lieben. Wir können nicht mit gutem Gewissen euren ungerechten Gesetzen gehorchen und dem ungerechten System treu bleiben, denn Nichtzusammenarbeit mit dem Bösen ist genauso eine moralische Pflicht wie Zusammenarbeit mit dem Guten, also werft uns ins Gefängnis, und wir wollen euch trotzdem lieben. Bombardiert unsere Häuser und bedroht unsere Kinder, und wir wollen euch, so schwer es auch ist, trotzdem lieben. Schickt eure verummten Gewaltverbrecher zu mitternächtlicher Stunde in unsere Gemeinden, schleppt uns

hinaus in eine abgelegene Straße und laßt uns halb totgeschlagen liegen, und wir wollen euch trotzdem lieben. Schickt eure Propagandaagenten im Land herum und erweckt den Anschein, als wären wir kulturell und auch sonst nicht tauglich für die Integration, und wir wollen euch trotzdem lieben. Aber seid versichert, daß wir euch durch unsere Leidensfähigkeit aufreiben werden, und eines Tages werden wir unsere Freiheit erobern. Wir werden sie nicht nur für uns selbst erobern: wir werden so sehr an euer Herz und Gewissen appellieren, daß wir euch in dem Prozeß besiegen, und unser Sieg wird ein doppelter Sieg sein.«

Wenn Friede auf Erden sein soll, müssen wir an die grundlegende Moral des Alls glauben und daran, daß alles Sein von moralischen Grundlagen abhängt. Etwas muß uns das in Erinnerung rufen, wenn wir wiederum in der Weihnachtszeit stehen und gleichzeitig an die Osterzeit denken, da beides irgendwie Hand in Hand geht. Christus kam, um uns den Weg zu zeigen. Die Menschen lieben die Finsternis mehr als das Licht, und dort am Karfreitag am Kreuz war es noch dunkel, aber dann kam Ostern, und Ostern ist eine ewige Mahnung an die Tatsache, daß die Erde, auf der die Wahrheit unterdrückt wurde, sich wieder erheben wird. Ostern gibt Carlyle recht, wenn er sagt: »Keine Lüge kann ewig leben.« Und so ist das unser Glaube, in dem wir fortfahren, auf Frieden zu hoffen: laßt uns dessen bewußt sein, daß wir bei diesem Vorgehen kosmische Gesellschaft haben.

Im Jahre 1963, an einem schwülen Augustnachmittag, standen wir in Washington D.C. und sprachen zum Volk über mancherlei. Gegen Ende jenes Nachmittags versuchte ich dem Volk von einem Traum zu erzählen, den ich gehabt hatte, und ich muß euch heute gestehen, daß ich, bald nachdem ich von dem Traum gesprochen hatte, zu sehen anfang, wie er sich in einen Alptraum verwandelte. Ich erinnere mich an das erste Mal, daß ich sah, wie der Traum sich in einen Alptraum verwandelte, nur ein paar Wochen nachdem ich davon gesprochen hatte. Es war damals, als vier schöne junge, harmlose, unschuldige Negermädchen in einer Kirche in Birmingham/Alabama ermordet wurden. Ich sah, wie der Traum sich in einen Alptraum verwandelte, wenn ich durch die Negerviertel des Landes ging und meine schwarzen



Brüder und Schwestern auf einer einsamen Insel der Armut inmitten eines riesigen Ozeans materieller Prosperität zugrunde gehen sah und wie der Staat nichts tat, um das Armutproblem der Neger anzupacken. Ich sah, wie der Traum sich in einen Alptraum verwandelte, wenn ich zuschaute, wie meine schwarzen Brüder und Schwestern inmitten von Zorn und verständlicher Aufgebrachtheit, inmitten ihrer Verletztheit, inmitten ihrer Enttäuschung sich fehlgeleiteten Krawallen zuwandten, um zu versuchen, dieses Problem zu lösen. Ich sah, wie der Traum sich in einen Alptraum verwandelte, wenn ich zuschaute, wie der Krieg in Vietnam sich ausweitete, wie die sogenannten militärischen Berater, 16000 Mann stark, zu kämpfenden Soldaten wurden, bis es schließlich die mehr als 500000 Amerikanerjungen waren, die heute auf asiatischem Boden kämpfen. Jawohl, ich bin selbst das Opfer aufgeschobener Träume und zerschlagener Hoffnungen, aber trotzdem sage ich jetzt zum Schluß, daß ich immer noch einen Traum habe, denn, wißt ihr, man kann im Leben nicht aufgeben. Wenn man die Hoffnung verliert, verliert man irgendwie die Vitalität, die das Leben in Bewegung hält, man verliert den Mut, dazusein, die Eigenschaft, die einem hilft, trotz allem weiterzumachen. Und so habe ich heute noch immer einen Traum.

Ich träume davon, daß eines Tages die Menschen sich erheben und einsehen werden, daß sie geschaffen sind, um als Brüder miteinander zu leben. Ich träume auch an diesem Morgen noch davon, daß eines Tages jeder Neger in diesem Lande, jeder Farbige in der Welt auf Grund seines Charakters anstatt seiner Hautfarbe beurteilt werden und daß jeder Mensch die Würde und den Wert der menschlichen Persönlichkeit achten wird. Ich träume auch heute noch davon, daß eines Tages die untätigen Industrien von Appalachia wiederbelebt und die leeren Mägen von Mississippi gefüllt sein werden und daß Brüderlichkeit mehr sein wird als ein paar Worte am Ende eines Gebets, vielmehr das vordringlichste Geschäft in der Agenda jedes Gesetzgebers. Ich träume auch heute noch davon, daß eines Tages das Recht offenbart werden wird wie Wasser, und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom. Ich träume auch heute noch davon, daß in all unseren Parlamentsgebäuden

und Rathäusern Männer gewählt und dort einziehen werden, die Gerechtigkeit und Gnade üben und demütig sind vor ihrem Gott. Ich träume auch heute noch davon, daß eines Tages der Krieg ein Ende nehmen wird, daß die Männer ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen, daß kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und nicht mehr kriegen lernen wird. Ich träume auch heute noch davon, daß eines Tages das Lamm und der Löwe sich miteinander niederlegen werden und ein jeglicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen wird ohne Scheu. Ich träume auch heute noch davon, daß eines Tages alle Täler erhöht und alle Berge und Hügel erniedrigt werden, und was ungleich ist, eben, und was höckericht ist, schlicht, und daß die Herrlichkeit des Herrn offenbart werden und alles Fleisch miteinander es sehen wird. Ich träume noch immer davon, daß wir mit diesem Glauben imstande sein werden, den Rat der Hoffnungslosigkeit zu vertagen und neues Licht in die Dunkelkammern des Pessimismus zu bringen. Mit diesem Glauben wird es uns gelingen, den Tag schneller herbeizuführen, an dem Frieden auf Erden ist. Es wird ein ruhmvoller Tag sein, die Morgensterne werden miteinander singen und alle Kinder Gottes vor Freude jauchzen.

*Der Text dieses Kapitels wurde von Dr. King als Weihnachtspredigt in der Ebenezer-Baptistenkirche von Atlanta/Georgia gesprochen und von der Canadian Broadcasting Corporation am Heiligen Abend 1967 übertragen.*